Leben und Arbeit

Von Eugen Rosenstock

Ausarbeitung nach einer Rede auf dem kirchlich-sozialen Kongreß in Düsseldorf

Das öffentliche Leben wird heute von Interessenverbänden beherrscht. Die Personen, die auftreten und das Wort führen, reden im Namen von Machtgruppen wirtschaftlicher Art. Sie vertreten das Interesse einer Organisation. Wenn die Fürsten des Reiches früher zum Reichstag kamen, so sprachen auch sie ein jeder im Namen ihres Landes, ihres Fürstenländleins, klein oder groß, im Pluralis Maiestatis. Aber doch war ihr „Wir" ein anderes als das seltsame Wir, das heute die Arbeitgeber oder Arbeitnehmer im Munde führen. Wenn der eine Staatsmann zum anderen Staatsmann von „Wir" spricht, so erklärt er damit, daß er selber, der verantwortliche Staatsmann, die Macht seiner Wirheit, seines Gebiets, einsetzen werde in der und der Richtung. Er hat noch eine persönliche Ansicht. Er ist das Haupt, das Gebiet ist sein Leib. Anders wenn heute Arbeitgeber oder Arbeitnehmer, Bünde oder Verbände reden. Ein Sekretär, der erklärt: Wir stehen auf dem Boden des Klassenkampfes oder wir stehen auf dem Boden des Christentums oder wir stehen auf dem Boden der Volksgemeinschaft oder wir stehen auf dem Boden der Reichsverfassung — der will die Böden zeigen, auf denen alle Mitglieder seines Verbandes stehen. Er teilt nur mit, was all die Mitglieder jenes „Wir" seiner Auffassung nach denken oder denken sollten. Der moderne Verbandssprecher verschanzt sich also hinter eine Wirheit von Mitgliederzahlen. Man kann daher mit ihm über diese „unsere" Ansicht nicht wirksam diskutieren. Er ist ja nicht das Haupt, sondern bloß der Lautsprecher des Verbandes. Die Ansichtsbildung des modernen Verbandes richtet sich also nach der Masse und damit nach dem Verständnis des letzten Mitgliedes. Der dümmste Gedanke des dümmsten Mitglieds gibt den Ausschlag. Denn jede Gewerkschaft, jeder Interessenverband muß nach dem Gesetz der Schwelle die Ansichten und Maßregeln billigen, zu denen das jeweils letzte Mitglied noch bewogen werden kann.

Der Grund dafür ist: Die Verbände sind auf den freiwilligen Anschluß ihrer Mitglieder angewiesen. Das ist der große Unterschied gegen alles staatliche Leben. Der Staatsmann vertritt sein Gebiet, weil niemand heraus kann aus dem Gebiet. Der Staat hat eine ausschließliche Gewalt über alle seine Bewohner. Der Verband hingegen lebt von der Koalition von einzelnen. Er beruht nicht auf der geographischen Notwendigkeit eines räumlichen Territoriums, sondern auf der sogenannten Koalitionsfreiheit der in dem geistigen Raum der Gesellschaft sich frei scharenden und wieder auflösenden Interessengruppen. Der gesellschaftliche Verband ist eben deshalb in seinen Ansichten nichts diskussionsfähig. Er muß nämlich immer das größte Glück der größten

Zahl wollen. Kein Verband kann daher anders als Höchstforderungen aufstellen. Jeder Zeitungsleser weiß heute bereits, daß die Verbände wie Raubtiere unersättlich sind, daß sie nie das fordern, was sie brauchen, sondern das, was bei geradliniger Durchdenkung ihres Programms äußersten Falles gewollt werden kann.

Wenn inmitten solcher Maximalforderungen von Leuten, die immer per Wir reden, ein Einzelner um Gehör bittet, so redet er wie aus einer fremden Welt. Er hat ja nichts hinter sich, was ihn autorisiert. Er ist nur ein Ich zwischen lauter Wir. Die Seele ist wohl immer ein solches zaghaftes Ich unter den Wirs der Welt. Aber das Besondere scheint mir heute zu sein, daß sie heute nicht die Staatsmänner und Fürsten mit ihren Pluralis Maiestatis als ihre Wirs sich gegenüber hat, wie ein Luther; sondern die Stimme des einzelnen steht heute mitten unter anonymen und unverantwortlichen Verbandspersönlichkeiten, deren „Wir" in den Saal nur aktiv hineinspricht, ohne überhaupt hören zu können. Es nützt also nichts wie Luther in Worms hinzustehen und Kaiser und Reich seine Meinung zu sagen. Auf einem modernen Kongreß sind meist die Leute nicht da, die autorisiert sind zu hören und durch Hören belehrt zu werden. Es sind meist nur Verbandsvertreter da, die autorisiert sind zu reden. Sie sind gern bereit praktische Vorschläge mitzunehmen was der Verband tun kann. Sie sind aber nicht in der Lage unmittelbar ihre Mitglieder in Gewissen oder Gesinnung mit zu verändern. Selbst in den höchsten Lebensfragen kann man daher auf einem Kongreß nur Maßnahmen fordern aber keine seelischen Bekehrungsvorgänge. Das wird oft nicht beachtet und dann haben wir das Peinliche von Predigten und zündenden Ansprachen an Leute besonders an Verbandsvertreter hingeredet, die davon beim besten Willen keinen Gebrauch machen können.

Diesen Tatbestand müssen Sie bitte im Auge behalten, wenn ich nun doch als Einzelner spreche. Denn durch ihn wird sehr wesentlich das bestimmt werden, was ich zu dem Thema Leben und Arbeit in diesem Kreis nach den Ansprachen der Herren Verbandsvertreter vorbringen kann.

Ich spreche hier als Letzter. Bevor ich also diese Ansprachen gehört hatte, konnte ich wenig zur Vorbereitung für meine Rede tun. Ich mußte eben wohl oder übel erst hören. Aber die Angst trieb mich doch zu irgendeiner Art Vorbereitung. Ich nahm mir also ein gelehrtes Buch von Lauchert vor: Die italienischen Gegner Luthers. Aus diesem Buch schöpfte ich eine wichtige Erkenntnis. Auch damals waren Kirche und Welt in einem großen Konflikt. Auch damals hörte die Welt nicht mehr auf die Kirche. Die weltlichen Mächte der Fürsten und Städte entfalteten ebensoviel Macht, Glanz, Reichtum und Schönheit wie die Kirche, und die Kirche führte ebensoviel Krieg wie die weltlichen Fürsten. Infolgedessen hatte man die Kirche nicht mehr als etwas Be-

sonderes notwendig! Infolgedessen hat man sie säkularisiert. Heute ist die Lage ähnlich. In der Welt wie in der Kirche herrscht der Betrieb, die Rationalisierung und die Organisation. Die Kirche bemüht sich, den Betrieb und das Organisieren von der Wirtschaft zu lernen. Infolgedessen klopft ihr die Wirtschaft väterlich auf die Schulter und sagt: Liebe Kirche, du machst das ganz nett, aber du mußt noch sehr viel von uns lernen. Wenn ein Arbeitgeber einmal in kirchlichem Kreise auftritt, so pflegt er das höflich, aber entschieden auszusprechen und die Kirchenmänner diskutieren dann genau so höflich mit ihm über Fordismus, wie Papst Leo X. über Machiavell höfisch disputiert hat.

So ähnlich ist es nämlich auch im 16. Jahrhundert gegangen. Julius II. hat seine Kriege um den Kirchenstaat geführt. Dann brach die Reformation ein, weil die Kirche Welt geworden war. Sie warf den Kirchenstaat und die Staatenwelt beide auf die Weltseite und errichtete Papst und Fürsten gegenüber ein Reich des Gewissens. Nun versuchten die Gelehrten, genau wie heute, zu beweisen, daß die Kirche im Recht, im göttlichen Recht sei. Alle diese glänzenden Beweise der Gegner Luthers in Laucherts Buch zu lesen ist sehr erschütternd, weil es eben in solcher Lage niemals auf Beweise ankommt. Wir wissen, daß diese Beweise nichts genützt haben. Gerettet worden ist die Kirche damals vor der Welt durch ganz etwas anderes, nicht indem sie dem weltlichen Menschen Forderungen auferlegte, sondern indem die Kirche sich selbst änderte. Die Kirche hat sich im 16. Jahrhundert gewandelt, übrigens gewandelt bei den Katholiken genau so gut wie bei den Protestanten. Das Neue damals, was die Kirche beider Konfessionen im 16. Jahrhundert wieder lebendig gemacht hat, wurde das Schulwesen. Luther und Melanchthon und die Jesuiten haben sich beide der Schulen angenommen. Wenn heute das „Dinta" in den Facharbeiterlehrlingen kleine Kadetten und Abiturienten erziehen möchte, so folgt es damit dem großen Lauf der Schulleistungen der letzten 400 Jahre als eine letzte Etappe. Die meisten Menschen stehen heute mit ihrem Bewußtsein noch in dieser Lage seit dem 16. Jahrhundert, wo die Schule als der Kirchenteil gilt, auf den es im Grunde einzig ankommt. Die religiöse Kindererziehung und die Verbesserung des Schülerlebens ist das Anliegen der Neuzeit, in dem sie formkräftig und stilecht ist. Man stürzt sich auf die Kinder, weil man sie einem objektiven Kirchenbegriff unterwerfen kann. Die Erwachsenen hingegen verstummen in der Kirche, denn die Erwachsenen sind ja doch in Staat und Wissenschaft und Politik und Kunst und Kultur hineingebunden und hier nur im Gewissen verpflichtet. Die Kirche der Erwachsenen wird formstarr oder formlos während der Neuzeit.

Aber dies Bewußtsein widerspricht heute bereits der Lebenslage dieser selben erwachsenen Menschen unserer Tage! Überall, wo man von sozialen

Nöten sprechen muß, da geht es nicht mehr um jene schulische Form der Kirche, da geht es also nicht um die Erziehung der Kinder. Es geht um die Not der Erwachsenen als Erwachsener. Niemand kann heute Kinder religiös erziehen, wenn das Arbeitsleben in der modernen Gesellschaft weder christlich noch religiös den Kindern vorgelebt werden kann. Nur wenn wir in Arbeit und Ehe, also im sozialen Leben Christen sein können, wird auch unser Nachwuchs christlich sein. Das Verbandsleben der Interessengruppen stellt diese Möglichkeit ernstlich in Frage. Daher ist heute die Frage wieder gestellt: Kirche und Welt. Aber diesmal kann sich die Kirche nicht dadurch retten, daß sie für die Kinder und Unmündigen durch Schulen sorgt. Denn dies liegt als Leistung der Neuzeit gestaltet vor. Diesmal heißt es: Kirche und Arbeitswelt. Es heißt: Kirche einerseits, Männer und Frauen andererseits; hier die Kirche, dort das Volk der Arbeit. — Sicher wird die Kirche diese heidnische Arbeitswelt, die heute ihren eigenen Gesetzen folgt, nicht durch die schönsten Beweise und Apologetik beseelen oder verchristlichen. Sondern sie wird das nur, wenn sie sich ändert. Ich halte es für meine Pflicht davor zu warnen, daß man wieder Forderungen an die Erwachsenen stellt, daß aber die Kirche ihre eigenen Formen bewahrt. Damit würde die Kirche Welt, würde bloße Gesellschaftsform unter so vielen anderen. Die Gefahr besteht. Denn alles, was wir hier gehört haben, waren männliche Kampfesstimmen, auch die Stimmen aus Frauenmund. Diesen geistigen Krieg zwischen den Geistern der Erwachsenen schürt die Kirche nur, wenn sie nun auch ihrerseits sittliche Forderungen hineinwirft und Programme drucken läßt, die die anderen ausführen sollen, und wenn sie ihr eigenes geistiges Leben dabei absondert in ihre Schale so als hätte sie es fix und fertig ein für allemal und müßte es nur vor der Berührung mit der Welt schützen. Aber geistiges Leben, auf das wir uns verlassen, hat uns bereits verlassen. Auf das Erbe kann nur bauen, wer es heute erwirbt. Nochmals: Die Kirche ist keine Schulkinder-Bewahranstalt. Auf Kinder kann man Festes vererben wie Katechismus, Dogma, Schrift, Ritus. Erwachsenen hingegen tun keine alten Formen not, sondern die Gestaltungskraft von Stiftern und Stammeltern. Wo zeigt sich heute solche Kraft in der Kirche? Sie fehlt ihr wie der Welt. So wird wohl die Kirche ihrerseits sich wandeln müssen, weil sie wieder so sehr Welt geworden ist.

Man kann das auch so ausdrücken: Die Kirche kann nicht Maßnahmen von den anderen verlangen, sondern sie kann nur wieder das tun, was sie immer getan hat, sie kann Maßstäbe aufrichten. Maßstäbe und Maßnahmen stehen in schroffem Gegensatz zueinander. Heute werden diese Worte oft gedankenlos gebraucht. Aber am Maßstabe werden die Maßnahmen gemessen. Freilich, der Maßstab, den die Kirche aufrichtet, ist kein Leitsatz, kein Programm, kein Wortgeklingel. Der Maßstab ist das

Leben ihrer Gemeinschaft, es ist das Leben, das die Kirche vorlebt. Das ist der Maßstab, von der Abendmahlsgemeinschaft angefangen; nur das Leben der Kirche ist der Stil, die Lebensform, in der sich die Kirche den Maßnahmen der Welt, der Wirtschaft, der sozialen Mächte entgegensetzt und an dem gemessen wird. Der Jugend und dem Nachwuchs gegenüber ist die Kirche in erster Linie Lehrerin und Lehranstalt. Deshalb ist in der Neuzeit diese Seite an ihr so unterstrichen worden. Erwachsenen, die selbst schon leben müssen, nützt keine Lehre. Ihnen imponiert nur Leben, in das sie hineingerissen werden.

Gruppieren wir die Redner von heute, so empfinden Sie deutlich: die einen sprechen von Maßnahmen, die anderen von Maßstäben. Beiden aber fehlt der kirchliche Maßstab. Die Arbeitgeber sprechen gern von den notwendigen Maßnahmen, und zwar von den Maßnahmen dieses Jahres 1927/28, die sich aus lauter, von den Arbeitgebern früher bekämpften Maßnahmen, wie da sind: Betriebsräte, Sozialversicherung, Arbeitszeitschutz, herleiten. Sie sagen plötzlich, das was sie noch vor Jahresfrist bekämpft haben, hätten sie auch immer gewollt; nur die nächsten Maßnahmen, die bevorstehenden, die lehnen sie ab. So verfährt der Opportunist, indem er die vielleicht noch vor Jahresfrist bekämpften Maßnahmen in den nächsten Jahren als Tatsache nüchtern in Rechnung stellt. Darauf kann ich hier nicht eingehen. Denn für Maßnahmen der Opportunität ist ein geistiger Kreis niemals die gegebene Stelle. Das muß an der Front, in dem langen vierundzwanzigstündigen Zigarrenkampf bei der Lohnverhandlung ausgekämpft werden. Die Opportunität verzichtet auf eigene, also auch auf kirchliche Maßstäbe.

Aber auch die Redner von Arbeiterseite, die hier Maßstäbe für Leben und Arbeit angelegt haben, haben keine christlichen Maßstäbe angelegt. Sie handhaben als Kanon das Maß des freien, eigenen, verantwortlichen Lebens. Diese Ideale sind etwa die Ideale Freiligraths; es sind die Humanitätsideale des 19. oder 18. Jahrhunderts. Nicht sind es Maßstäbe der christlichen Gemeinschaft. Der Wurm sitzt also im Holze. Die Kirche wird so sehr als Katechismus und Lehranstalt angesehen, daß sie Lebensmaßstäbe nicht mehr aufzwingt. Dazu kommt etwas anderes. Die Kirche muß auch vielfach in ihrer sozialen Arbeit Maßnahmen treffen, die genau der Organisation der modernen Wirtschaft zugeordnet sind. Ich sage nichts dagegen; aber das führt die Kirche in jedem Falle dazu, die Maßstäbe dieser Welt mehr und mehr in sich einzulassen, z. B. den Maßstab der Produktivität in dem äußeren Sinne der Quantität. Ein kirchlicher Maßstab ist zwar ein Maßstab, aber sicher kann er kein quantitativer sein. Mithin ist der schlimme Zustand heute der, daß die Maßnahmen des Wirtschaftslebens und der Arbeit auch von Christen gemessen werden an Maßstäben, die überwiegend quantitativ sind, die weltlich-geistigen, idealistischen Ursprungs sein mögen, aber nicht des Christentums.

Nun werden Sie sagen, unser Thema verlangt das nicht, hier ist von Leben und Arbeit die Rede. Wir befinden uns also mit beiden Beinen im Diesseits und brauchen keinen kirchlichen Maßstab. Leben und Arbeit scheinen allerdings beide Mächte dieses Erdentages; die Kirche in ihrem Himmelserker scheint von beiden gleich weit getrennt zu sein. Aber hier liegt das entscheidende Neue. Ich glaube, der kirchlich soziale Kongreß hat dieses Thema nur deshalb auf die Tagesordnung setzen müssen, weil wir heute ein seltsames Leben führen, ein Leben, das so verängstigt, so eingeschüchtert, so eingedrückt und erschöpft von der Arbeit ist, daß es nicht mehr mit der Arbeit auf die eine Seite gehört und die Kirche auf die andere. Nein, dies Leben ist so unnatürlich, so unnaiv eben durch die Arbeit, daß es sich gegen das christliche Leben als ein Leben des Kreuzes nicht mehr zu verwahren braucht.

Das ist die Kernfrage: Geht es bei dem Thema „Leben und Arbeit" um zwei bloß natürliche Dinge, oder kann es bei zwei so weltlichen Worten trotzdem die christliche Dogmatik in sich tragen? Hat das natürliche Leben noch seine eigenen Maße und „Lebenswerte" aus seinem quellenden Innern heraus? Und hier eben zeigt sich die Umwertung aller Werte.

Das Leben befindet sich heute zum erstenmal in der einzigartigen Lage, um seine eigene Wiedergeburt, um seine Reproduktion zu bangen. Sonst ist das natürliche Leben gegen diese Frage blind. Man nennt Natur, was in den Tag hinein lebt, ohne Sorgen woher es wieder kommt. Der moderne Mensch liegt ächzend im Joch des „Betriebes", und wenn er auch bloß natürlich lebt, ist er doch schon unsicher; mit anderen Worten: schon ohne Kreuzpredigt und ohne Kirche ist die Seele ihm durch die Arbeitsvergeistung beschädigt und er selbst ist erschüttert. Wer nach noch so gut verbrachter Jugend, nach noch so gut aufgebauter Werkschule, nach noch so gut verbrachten Lehrlingsjahren fünf oder zehn Jahre den Betrieb mitgemacht, der muß erfahren und es in Kauf nehmen, plötzlich abzuwandern in eine andere Stadt, in einen anderen Betrieb. Durch die Rationalisierung wird heute jede Arbeit etwas Vorübergehendes. Keine Funktion wird dauernd gebraucht. Dieser eine Umstand genügt aber, auch wenn man von allem anderen absieht, die Arbeit zu entseelen. Jeder Akademiker muß gewärtig sein umzusatteln, sowie sich jeder Offizier nach dem Kriege eine neue Laufbahn hat erkämpfen müssen. Ein jeder dieser Männer hat die verhängnisvolle Abhängigkeit seiner Arbeit von einem ungreifbaren, ihn organisatorisch umspannenden Geistesganzen erfahren und jeder Mensch, der einmal hat brechen müssen mit einer liebgewordenen Tätigkeit, nur weil sie sich nicht mehr rentierte, der sich dann einen neuen Arbeitsplatz suchen mußte, jeder dieser Menschen hat seine Seele aus seiner Arbeit zurückgenommen und hat gesagt: Ich kann mich an keine dieser Tätigkeiten verlieren, ich will ja leben bleiben, ich will Mensch bleiben, ich ruiniere mich, wenn ich mich fünf Jahre ausschließlich meiner Arbeit hin-

gebe, denn dann müßte ich alle meine Freundschaften einrosten lassen und alle meine Verbindungen. Herr Dr. Schlenker hält mich für einen unpraktischen Mann. Aber nach seiner persönlichen Stellung als Syndikus und Verbandsmitglied wird mir Herr Dr. Schlenker wohl zustimmen, daß sich der Berufskämpfer heute sein Kapital an Privatleben erhalten muß; denn er muß sich sagen, daß er vielleicht schon nach einem halben Jahr den Staub von den Füßen schütteln wird, um mit Hilfe dieses Kapitals, nämlich mit Hilfe von Verbindungen in Gewerkschaften und Gemeinschaften und Familien sich einen neuen Weg zu suchen, wenn nicht in Düsseldorf, so in Schlesien, wenn nicht im Norden, dann im Süden, auswandernd, abwandernd oder rückwandernd, immer aber auf dem Sprunge, seiner Tagesarbeit noch eine große neue Wendung geben zu müssen. Darin liegen vor allem die Wirkungen des Versachlichungs- oder in Sombarts Sprache des Vergeistungsprozesses der Arbeit. Die Arbeit ist nicht mehr das letzte, worin wir uns selbst wiederfinden und verkörpern;* sie ist nicht mehr das gesicherte, in das wir uns im Laufe eines langen Lebens einprägen oder herausmeißeln dürfen. Insofern hat die Arbeit ihre Kraft für unsere Seele verloren. Die Arbeit ist so vergeistet, d. h. so fungibel und verschult, daß die Seele des einzelnen sich ihr nicht mehr völlig vertrauensvoll hingeben darf noch kann. Es gibt den Arbeitsmarkt, es gibt Konjunkturen, es gibt Rationalisierungen; daran erkrankt die Seele, sie erschrickt, sie wird zunächst aus dem Berufsleben vertrieben, sie ist heimatlos. — Und da kommt es nicht darauf an, ob es noch recht viel Arbeit im Betriebe gibt, die den Menschen an sich Freude machen könnte. Dies Schicksal des Mannes von zwanzig bis sechzig Jahren gilt ja, auch wenn wir unsere Kinder noch so glänzend in Heimen und Werkschulen unterbringen. Nicht das Vorleben und die Kindheit stehen heute zur Debatte. Das Leben kann sich nicht mehr an die Arbeit verlieren, weil die Arbeit vergeistet ist, rational. Die Menschen fühlen, daß sie nur in eine vorübergehende Funktion eingesetzt werden. Fallen sie, erkranken sie, so treten andere ein. Der einzelne Mann ist eine Nummer. Das gilt vielleicht noch mehr für die Arbeitgeber als für die Arbeitnehmer. Deshalb will ich Sombarts Wort, das hier so angegriffen wurde: der Arbeiter gebe heute seine Seele in der Betriebsgarderobe ab, dahin abwandeln: Vielleicht gibt nicht der Arbeitnehmer seine Seele in der Garderobe ab, sicher aber der Arbeitgeber. Der Arbeitgeber ist so sehr dem Geiste seines Werkes untertan, daß er, je besser er funktionieren will, desto mehr sein Privatleben vergessen muß im Betriebe; er wohnt ja wo anders. Vielleicht „locht" er wie Thomas Alva Edison sogar morgens am Fabriktor mit, um sich auch äußerlich in dieses Geistesgebilde „Werk" restlos einzufügen. Es gibt heute eine Werkgerechtig-

* Näheres dazu enthält das Kapitel „Die Verklärung der Arbeit" in Rosenstock-Wittig, „Das Alter der Kirche" IV, 803 ff. (Berlin, Lambert Schne der 1928).

keit in einem neuen Sinn. Ich kenne private Unternehmer, die sich das doppelte Gehalt ihres Prokuristen aussetzen, nur weil sie danach lechzen, den Maßstab für ihr Leben aus dem „Werk" zu empfangen! Die Einordnung in das „Werk" soll sie rechtfertigen. Der Eigentümer tritt so sehr hinter sein Werk zurück, daß seine Frau nichts mehr davon weiß und nichts mehr darin zu sagen hat. In dieser Kapitulation und Ausschaltung der Ehefrau des Unternehmers sehe ich den einschneidenden Schritt vom Patriarchalismus zur vergeisteten oder rein sachlichen Organisation. Es liegt auch im Willen des Unternehmers selbst, daß er der eigenen Frau in den Fragen der Betriebsorganisation keinerlei Rechte mehr zugestehen kann. Wo es noch geschieht, geht die Sache meistens schief aus.

Also ist das Leben heute zum erstenmal in seiner durch die Frau verkörperten Einfalt, in seiner seelischen Naivität gebrochen. Das ist der Grund, weshalb Leben und Kirche plötzlich zusammengehören und auf die eine Seite treten, und die Arbeit auf die andere. Die Arbeit ist heute Weltarbeit geworden; sie ist Welt in einem ungeheuren, luziferischen Sinn. — Luzifer bringt das Licht, die Klarheit und die Ordnung. Er ist der Aufklärer. Aber wenn Luzifer das bringt, so bringt er auch die Kälte; es ist in keiner Stunde des Tages so kalt wie bei Sonnenaufgang. Der klare Welttag der Arbeit, in den wir heute eintreten, kündet uns zwar eine vergeistende Arbeitsordnung (Sombart) an, die mit den Schrecken der Nacht aufgeräumt hat, aber es ist ein Tag, der heute noch ohne Wärme ist. Langsam muß dem Leuchten des Tages die Erwärmung des Erdreiches folgen, wenn irgend etwas an dem Tage reifen soll.

Wo nun findet sich das Geistige auf seine Ewigkeit, auf seine warmen Quellen zurückgeworfen, wo lebt die Seele trotz der Kälte der Zwecke sich wieder zu ungebrochener Seelenkraft zusammen? So einfach ist es nicht zu behaupten: „In der Kirche"; denn die Kirche findet die Seelen, die eine Gemeinschaft bilden müssen und können, nicht mehr beieinander. So wie die heutige Arbeit die Menschen vergeistet, so werden sie auch in Kolonien und Siedlungen, in Wanderwohnungen hineingezwungen, in denen wir immer klassen- und ständemäßiger auseinandersiedeln. Arbeitgeber und Arbeitnehmer wohnen nicht am selben Ort. Ja wir werden in eine Lebewelt hineingezwungen, in der die Wohnung selbst etwas Vorübergehendes wird. Der alte Bibelsatz: „Wir haben auf Erden keine bleibende Statt" gilt ja heute nicht nur für die Arbeitsgelegenheit, sondern auch für die Wohngelegenheit, weil diese der Arbeitsgelegenheit weitgehend nachrückt. Ich war voriges Jahr in Rendsburg, als der Stahltrust sein erst zwei Jahre vorher dort errichtetes Werk schloß und damit 600 neu hingerufene Arbeiterfamilien nun plötzlich diesem agrarischen Kreise zur Last fielen. Ich glaube, wir werden uns damit abfinden müssen, daß dergleichen Verlegungen nicht nur von Provinz zu

Provinz geschehen werden. Als Belegschaften werden wir Menschen von Erdteil zu Erdteil geworfen werden, mindestens von Land zu Land. Eine solche Zeit nennt das Wohnhaus kühl die Wohnmaschine. Die Arbeit duldet kein Idyll.

Also gemeinschaftlich in die Kirche gehen hat nicht mehr den kräftigenden Sinn von ehedem, weil die Menschen, die miteinander arbeiten, nicht gemeinschaftlich in die Kirche gehen können. So haben wir heute den Zustand, daß die Kräfte, die das Leben seelisch ordnen, Schule, Kirche und die Familie selbst, sich unendliche Mühe geben gut zu funktionieren, daß sie aber unwirksam und kraftlos sind. Die Arbeitsordnung umgekehrt ist wirksam und mächtig und umklammert die Seele, aber die Seele wird stumm, und je besser man die Arbeit verrichtet, desto weniger lebt man mit anderen seelisch zusammen.

Mir sagte ein Ingenieur, ein Mann von dreißig Jahren, — er war völlig naiv in diesen Dingen und durch keine romantischen Bücher von mir verdorben — also dieser Mann sagte mir: „Es ist merkwürdig, als ich in den Betrieb eintrat, da habe ich mit meinen Leuten reden können, auch über Familienangelegenheiten. Jetzt nach drei Jahren ist das wie eingerostet. Ich habe mich so sehr daran gewöhnt mit den Leuten rein sachlich zu verkehren, daß es mich schon stört, und daß ich mir einen großen Ruck geben muß, wenn ich jemanden nach seinen Familienverhältnissen fragen soll. Das wirkt unpassend. Obwohl ich mit meinen Leuten ausgezeichnet stehe, merke ich doch, wie meine Kehle für alles, was nicht in den Betrieb hineingehört, eingerostet ist." Das müssen wir sehr unterstreichen. Wir müssen das als einhelliges Echo feststellen, aus allem, was Arbeitgeber und Arbeitnehmer hier scheinbar gegeneinander gesprochen haben. Auch die Arbeitnehmer nämlich wollen nicht mit dem Arbeitgeber leben, wenigstens haben sie es nicht gesagt. Sie wollen mit ihm verhandeln, wollen von ihm fordern, aber auf den Gedanken sind sie noch nicht gekommen, daß sie auch noch mit ihm leben sollen. Wenn man von Leben und Arbeit spricht, muß man von den Opfern sprechen, welche die Seele des Unternehmers über sich ergehen lassen muß. Die Gesichter unserer Arbeitgeber sind gezeichnet durch Vergeistigung im Sinne des Verorganisiertwerdens. Niemand will mit ihnen zusammen leben, niemand glaubt es zu können, niemand glaubt, es lohne sich das oder es sei das Christenpflicht!

So wird es heute dem in der Arbeitsmaschinerie stehenden Menschen, ob er nun in der Fabrik oder in der kirchlichen Arbeit oder in der Universität steht, die zwar ein sehr schlecht rationalisierter Betrieb ist, aber immerhin das Schlechte dieser Rationalisierung bereits restlos übernommen hat — es wird ihm sehr schwer die Kräfte, die er verausgaben muß, wieder einzubringen. Die Seele des Arbeitgebers verdorrt heute, weil sie nicht genügend von ihrer Arbeit her gestaltet wird.

Von den Seelen aller Leitenden wird heute ein Übermaß an Einsatz und Hingabe verlangt, ein dauerndes Sachlichsein, ein dauerndes Unsterblichsein, also etwas, was uns armen Sterblichen nicht gegeben ist. Gestern empfingen wir als Motto für unsere Tagung: Aufnehmen, was Gott dir gibt und weitergeben, was er dir gegeben hat. Nun hören sie doch einmal den Notschrei, der hier durchklang und der jetzt vor allem gestern aus der Rede des Arbeitgebers klang: Ich muß immer mehr weitergeben, als mir gegeben ist, ich darf nie den armen Sterblichen markieren, ich darf nie versagen, ich muß immer gleichmäßig ruhig bleiben, muß immer lächeln. Jeder will etwas von mir. Das verruchte keep smiling mißbraucht das freie seelische Lächeln als Geisteswaffe; berufsmäßig lächeln, das muß ins Sanatorium führen. Warum sind denn die Nervenärzte so viel beschäftigt? Weil die Oberschicht seelisch in einer unverantwortlichen Weise mehr lieben soll, als sie lieben kann; hingegen die Unterschicht unverantwortlich weniger zu lieben braucht, als sie zu lieben vermag. Gott verlangt von uns nicht mehr als ein menschliches Maß. Das Gebot lautet: Wie er dich liebt, so liebe du. Aber heute wird verlangt, daß der Werksleiter gleichmäßig lieben soll, also nicht wie Gott, bald heftig brausend, bald lind dahinwehend, bald zürnend, dann lobend, wie es früher der Unternehmer als Patriarch getan hat, sondern mit einer müden Gleichmäßigkeit, mit einer unpersönlichen Freundlichkeit. Die müde Freundlichkeit, die liebenswürdige Enttäuschtheit können sie geradezu als das Kennzeichen des gebildeten Unternehmers bei jeder Geselligkeit wahrnehmen. Der Arbeiter aber möchte lieben dürfen, so wie es der alte Arbeiter Haasis am Schluß seines Lebens rührend und weise ausgesprochen hat: „Der Mensch will geliebt haben und geliebt worden sein."

Wie ist also zu helfen? Doch wohl nur, wenn die Kirche wieder, so wie sie die Schule gebaut hat, in ihren Arbeitsgemeinschaften Lebensmaßstäbe errichtet, durch die auch die Arbeitsgemeinschaften in der Industrie Wirklichkeit werden können. Die Industrie selber ist an dieser Aufgabe gescheitert, weil man solch Werk nicht vom 9. bis 15. November 1918 in den paar Tagen schaffen kann. Die Hüterin des Seelenlebens, die Kirche, hatte und hat in ihren Formen der Wortverkündung nichts von der Arbeitsgemeinschaft vorbereitet, im Gegenteil, das Zusammensetzen und Zusammensprechen der Worte des Geistes hat sie nicht gelehrt. Sie kennt nur die stumme Zusammenarbeit der sogenannten Liebestätigkeit. Wie schrecklich ist es aber Predigt und Liebestätigkeit einander gegenüberzustellen! Auch das Wort muß Liebestätigkeit werden, denn die Kirche ist Geistesleben, Leben des Logos, des lebendigen Wortes.

„Arbeitsgemeinschaft" rechnet mit dem Zustand der vergeisteten Menschheit, d. h. damit, daß diese durch den Betrieb und den Lärm verlernt hat seelisch wirklich mit den anderen zu leben. Diese armen Seelen bleiben berufs-

mäßig freundlich; auch wenn ich durchs Auto vom Rade gerissen werde, so verabschieden wir uns mit einem Lächeln, ungeachtet meines Nervenschocks. Sie sehen, das heute so freundliche Verhalten der Leute in der Großstadt gehört zu ihrer geistigen Schutzorganisation, es dringt nicht bis in ihr innerstes Wesen. Die Menschen haben um sich eine Mauer gebaut, damit nichts herankommt. Gebraucht wird also eine Arbeitsgemeinschaft des Innersten, in der die Menschen langsam ihre Schutzmauern geistig organisatorischer Art abtragen dürfen und die Waffen ablegen können. Nun entwaffnet sich der moderne Mensch, wenn er klagen kann; daher muß allen diesen Menschen Gelegenheit gegeben werden, daß sie angehört werden. Angehört sollen sie werden nicht mit ihren privaten, seelischen Nöten, wie in der Beichte, sondern mit ihren Nöten aus ihrem Beruf und ihrer Gesellschaftslage. Die Berufsklage erfordert eine öffentliche Arbeitsgemeinschaft zusammen mit Angehörigen anderer Berufe. Aus dieser Lage erklärt sich, weshalb wir den Menschen, der in der Arbeit dauernd in geistiger Kampfhaltung steht, nicht dadurch stille machen können, daß wir ihn in die Sonntagskirche tun. So ein Mensch kann im ersten Augenblick unter der Kanzel noch nicht hören, sondern er fängt innerlich eine streitbare Auseinandersetzung mit dem Pfarrer an, ob der sich etwa mit Tillich oder mit Gogarten vollgesogen hat. Der Mensch in der Kirche kann nicht hören, weil er sein Arbeitsleid nicht hat ausklagen können. Die Lebensgemeinschaft, mit der von der Kirche ein Zusatz zu ihrer bisherigen Form wird geschaffen werden müssen, wenigstens von der Kirche, die nun wirklich das geheilte Leben leben will, ist eine Form, in der diese Seelen erst einmal ihre Arbeitsängste ausschreien können. Es klingt das rauh, indes hier paßt das Soldatenwort: rauh, aber herzlich! Weil man nur hier das Herz greift, muß es zuerst geschehen. Es ist der erste Akt der Kirche, nicht daß sie spricht, sondern daß sie hört. Jesus hat immer gewartet, bis er gefragt wurde. Die Kirche soll weniger reden als der Mensch. Sie soll die Kraft aufbringen hinter dem Worte zu hören, was eigentlich aus den Worten spricht. Wenn der Träger einer Arbeit missioniert werden soll, so muß ihm die Zeit und der Ort verschafft werden öffentlich von der Arbeit, an der er trägt, zu sprechen. Nur damit tritt seine Seele in die Kirche ein. Daß die Seele einen Raum gewinnt, in dem sie spricht, ist notwendig, weil in der Arbeit jedes Wort persönlicher Art, das etwa der Unternehmer spricht, ihm abträglich ist, weil es mißverstanden wird. Für diese Aussprache genügt nicht das Ohr des Freundes oder der Frau oder des Seelsorgers. Denn die Klage soll der erste Schritt dahin sein, daß die Welt dieser Klage einst stattgeben wird, wenn auch nicht sofort mit einer Maßnahme; man klagt ja hier nicht seine persönliche Schuld, sondern man klagt über die Last seiner Arbeit. Und da muß also der Weg zu einer Änderung des Arbeitsprozesses im Grundsatz offen gehalten sein; nur dadurch ist ja z. B. die Sklaverei von

der Kirche überwunden worden, weil erst einmal Sklave und Herr miteinander in der Kirche zusammen zu leben anfingen.

Also scheint mir die Verkündigung in der Form echter Arbeitsgemeinschaft das zu sein, was die Kirche als Trägerin des Lebens der Arbeit zubringen muß. Leben und Kirche gehören heute zusammen als Verbündete gegen die gesellschaftlich-rationale Arbeit, kraft der einzigartigen Tatsache, daß das Leben seine Beseelung heute nur der Wirksamkeit einer geistigen Gemeinschaft verdanken kann. Zum erstenmal sozusagen hat der Mensch von Haus aus keine durch die Arbeit gestaltete Seele. Ausgedörrt nach zehn oder zwanzig Arbeitsjahren hat sie verlernt mit einem Menschen oder mit anderen Erwachsenen noch zusammen zu leben. Eine nüchterne Nutzanwendung daraus ist: niemals kann es die Aufgabe sein Fabrik-Kirchen zu gründen, den Betrieb als seelische Gemeinschaft aufzubauen, denn die einzelne Fabrik wird aufgelöst, wenn sie nicht rentiert. Es wäre also lächerlich, zu fordern, daß der Unternehmer mit seinen fünfzig Arbeitern zusammen lebt, als wären gerade sie durch ein Schicksal zusammengeschweißt. Der einzelne vergängliche Betrieb hat heute kein Pathos. Viele gute Leute, aber schlechte Musikanten wollen das zwar nicht einsehen und doch bekunden sie volle Unkenntnis der Welt in der wir leben müssen. Nur darauf kommt es an, daß von den Trägern aller Ämter unserer Arbeitsordnung immer wieder in Freizeiten zusammengelebt wird, damit der Werktag und das Werkjahr dieser einorganisierten Menschen von daher erneuert wird. Wie die Abendmahlsgemeinschaft so ist auch die Arbeitsgemeinschaft der Freizeit geistiger Art, sie ist keine Veranstaltung bloßer Bequemlichkeit, es genügt nicht, daß man miteinander in einer solchen Freizeit lacht und scherzt und spielt, obwohl es auch dazu gehört. Die Arbeitsgemeinschaft hat vielmehr außer diesen Freuden auch eine geistige Last zu stemmen. Die Klage des anderen sich ausreden und austosen zu lassen ist eine schwere Last. Deshalb bedarf die Arbeitsgemeinschaft der strengen Form und der überlegenen Leitung. Ich warne davor kirchliche Freizeiten mit erbaulichen Bibelstunden oder mit gemütlichen Jungfrauenkränzchen zu verwechseln. Der nüchterne Mann muß hier auf seine Rechnung kommen. Die Arbeitsgemeinschaft geistiger Art, die Lebensgemeinschaft geistiger Verflechtung zu schaffen, scheint mir der einzige Weg für die Kirche, wenn sie die Kirche bleiben und dennoch die Arbeit verklären will.

Mehr als den Maßstab hinhalten in lebendiger Weise hat die Kirche nie gekonnt. Sie hat das Pfarramt geschaffen in der Reformation und hat damit den modernen Fürsten und Gelehrten das Maß vorgehalten, wie der einzelne in seinem Berufe freudig leben und seine Kinder recht erziehen kann. Luthers große Tat ist die Schaffung evangelischer Pfarrhäuser gewesen. Die Kirche steht heute gegenüber der modernen Arbeitsordnung vor derselben Auf-

gabe. Die Kirche steht überhaupt immer vor derselben Aufgabe. Es ist also gar nichts Neues zu tun. Allerdings, was geschehen muß, muß anders aussehen als das, was bisher geschehen ist, gerade damit es dasselbe bleibt. Und wer die steinernen Gotteshäuser oder die Pfarrämter und Konsistorien für das Leben der Kirche hält, der mag sich vor diesem Neuen unbehaglich fühlen.

Was ist die Aufgabe heute, wo nicht die Kinderschule in Frage kommt, sondern das Leben der Erwachsenen? Nicht die christliche Schule, sondern der Weg abgearbeiteter Männer und Frauen in die Wirklichkeit der Zusammenarbeit? Kein Bekenntnis kann man diesen Männern und Frauen abfordern, nur ihr Arbeitsleid und ihre Arbeitsleidenschaft berechtigen sie zur Gliedschaft in der neuen Gemeinde. Diese Menschen sollen dahin kommen stille zu werden, dann werden sie auch den gemeinsamen Gottesdienst am Ende wieder ersehnen und ertragen; denn sie werden dann im Leben miteinander ihre Angst voreinander und ihre Kämpferhaltung entspannt und gelöst haben. Denken Sie doch, wieviel Angst heute alle Klassen und Parteien voreinander haben! Davon suchen wir Heilung. Die Welt der Verbände kann heute nicht hören, sagte ich eingangs. So brauchen wir das brüderliche Gehör derer, die guten Willens sind, zu unserm Frieden.

Ich las neulich den Bericht über eine mitteldeutsche Industriefreizeit. Die Predigt gleich des ersten Abends begann mit dem schönen Wort: „Der Herr ist in seinem Heiligtum, es sei stille um ihn alle Welt." Mir scheint, daß alles, was wir heute besprochen haben, sich in der einen Erkenntnis vereinigt, daß wir diesen Satz heute in unserer Welt der Arbeit nicht an den Anfang stellen können, sondern daß wir den Weg zu diesem Wort neu bahnen müssen. Den Weg bis hin in das gelöste und geheilte Leben der Söhne und Töchter Gottes, der wirklichen Vollmenschen zu bahnen ist die Sendung der Kirche. Sie ist immer der Vorläufer, immer der Weg in dieser vorläufigen Zeit, sie ist nie selber die Erfüllung. Aber Gestalt muß sie auch und gerade als Vorläuferin gewinnen. Sie muß die Befreiung und das Freiwerden der Seele vom Panzer der Arbeit gestalten. Sie muß die Wunden der Kämpfer der Arbeit auswaschen und verbinden. Nicht Feste zu feiern im Tempel, sondern Samariter der arbeitsmüden Seelen zu sein ist die Bewährung in der Nachfolge des Erstlings, die von uns als den Bausteinen der leibhaftigen Kirche gefordert wird. Und es gibt Maßnahmen, die diese Forderung der Verwirklichung zuführen. Und von Maßnahmen hatte ich hier sprechen wollen! Ist es zuviel gehofft, wenn ich glaube, die Kirche werde die Kraft aufbringen, daß am Schlusse eines solchen gemeinschaftlichen Lebens von Menschen in Freizeit und Arbeitsgemeinschaft der Lärm übertönt wird, daß man am Schlusse sagen, vernehmen und begreifen kann: „Der Herr ist in seinem Heiligtum, es sei stille um ihn alle Welt."

Zeitfragen moderner Musik

Von Wolfgang von Bartels

Das ewig Unfaßbare, Unbegreifliche jeglichen künstlerischen Schaffens prägt sich uns immer wieder von neuem ins Bewußtsein. Wahrhaftig unfaßbar, unbegreiflich scheint uns heute mehr denn je der Weg, den die mit lautem Geschrei aufs Schild erhobenen Verfechter des neuen Musikstils beschritten haben. Immer deutlicher sehen wir, wie ungeheuer viel Spreu sich dem Weizen hinzugesellt hat, so daß es unendlicher Mühe bedarf das edle Gut rein zu bergen. Doch scheint allmählich die Zeit gekommen die Spreu vom Weizen zu sondern; der Kampf um das musikalische Schaffen ist auf einem Punkt angelangt, wo die Entscheidung nach der einen oder der anderen Seite hin bald fallen muß. An bemerkenswerten Schöpfungen des vergangenen Jahres kann aufgezeigt werden, wohin der Weg führt, zugleich aber auch, wohin wir uns haben treiben lassen. Hindemiths „Cardillac" weist trotz seinen offensichtlichen, ja groben Mängeln in eine reiche Zukunft; Kreneks „Jonny spielt auf" dagegen hat durch den sensationellen Erfolg einer trübem Zeitgeist verfallenen Welt und Weltanschauung — vielleicht gewollt, vielleicht nur ungewollt, wer weiß es? — so recht deutlich den Abgrund vor uns aufgetan und uns vielleicht im letzten Moment von ihm zurückgerissen. In der reinen, also nicht opernmäßigen, sondern in den Konzertsaal und in das Haus gehörenden Musik sind die positiven Kräfte trotz vielen Abirrungen noch deutlicher erkennbar, da die große Massensuggestion der Oper fehlt, das Blickfeld also weniger getrübt ist.

Krankt der „Cardillac" Hindemiths auch an dem schwer verkrampften Text — ohne Musik wirkt er meist wie sinnloses Wortgestammel —, so sind musikalisch doch Ansätze da, die verheißungsvoll in die Zukunft weisen. Freilich nur Ansätze, denn einen wirklich neuen Opernstil zu schaffen ist Hindemith noch nicht gelungen. Aber er ebnete immerhin einer tatkräftigen Opernreform die Wege; denn im Gegensatz zu der mit dem Gesamtkunstwerke Richard Wagners endgültig erreichten „ewigen Melodie" und der durch den Koloß des Bayreuthers bedingten epischen Breite schwebte ihm die Wiedereinführung geschlossener Formen in das dramatische Geschehen vor. Wir finden im „Cardillac" Arien, Duette, Ensembles, kurz alle jene Formen, die das Verständnis einer unpsychologisch sich gebenden Opernmusik erleichtern. Es wird nicht illustriert, d. h. peinlich genau auch den Seelenregungen der handelnden Personen nachgegangen, sondern innerhalb einer festumrissenen Form mehr unbekümmert musiziert. Eine derartige nurmusikalische Vitalität kann sich aber gerade in der Oper nur dann voll auswirken, wenn sie getragen ist von der schöpferischen Potenz des ethischen Verantwortungsgefühls, ohne das die dramatische Seite der Oper undenkbar ist. Wenn

+4034 225 01

205

Leben und Arbeit

Eine Aussprache

zwischen evang. Männern und Frauen
auf dem 25. Kirchl. soz. Kongreß in

Düsseldorf 1927

Hauptreferat:
Prof. Dr. jur. Dr. phil. Eugen Rosenstock, Breslau

Leipzig-Erlangen 1928
A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung, Dr. Werner Scholl
Preis 1 RM.

LANDES- UND STADT BIBLIOTHEK DÜSSELDORF

Zweite öffentliche Hauptversammlung im Planetarium zu Düsseldorf.

Vorsitzender Supt. D. Meinberg-Düsseldorf:

Ich eröffne die zweite Hauptversammlung und freue mich, auch einen Gruß von der Kreissynode, dem Kirchenkreis Düsseldorf, dem versammelten Kongreß bringen zu können. Es ist vorgestern abend von der Not der Düsseldorfer Gemeinde gesprochen worden. Ich selbst habe unter dem tiefen Eindruck gestanden, wie die Not uns hier packt und bewegt. Wenn wir keinen offenen Blick für die Not haben, haben wir auch keinen Blick für die Rettung. Aber auch wenn wir alle Reformen, die heute erwogen werden, durchführen könnten, würde es noch immer nötig sein, Samariterdienst an dem Elend unseres Volkes auf geistigem und körperlichem Gebiet zu treiben. Es wird immer heißen: Ihr setzt ins Leben uns hinein, dann überlaßt ihr uns der Pein! Gerade in unserer Synode ist die soziale Liebe eine sehr ausgeprägte Liebe. Die Rheinisch-Westfälische Gefängnisgesellschaft will den Gestrauchelten nicht nur Krücken darbieten, sondern sie will, daß sie als aufrechte Männer und Frauen wieder in die Gesellschaft eintreten können. Oft hat diese von Fliedner gegründete Gesellschaft auch reformierend, fördernd auf die Gesetzgebung eingegriffen. Wir möchten den jungen Menschen in Ratingen und im Dorotheenheim von Düsseldorf wieder Wege ebnen, daß sie mit Mut und offenem Gesicht wieder ins Leben schauen. Wir haben in der altberühmten Düsselthaler Anstalt und in Neudüsselthal bei Kaiserswerth die Stätte, wo die angeknickten jungen Menschenpflanzen angebunden werden und nun aufwachsen zur Höhe wie die jungen Tannen. Aber nicht nur diese Nachhilfearbeit wird in unserer Synode betrieben, wir haben in Kaiserswerth unseres treuen Fliedners Gründung. Kaiserswerth steht auf dem Grundsatz, daß es der Geist ist, der den Körper baut. Wenn wir an die 18 verschiedenen Schulsysteme in Kaiserswerth denken, die ein Geschlecht von Führern heranziehen wollen, dann danken wir Gott, daß wir eine so moderne, im besten Geist modern eingerichtete Anstalt haben.

25.1963

Wenn ich das aufzähle, dann tue ich das nicht, um zu rühmen; im Gegenteil, ich stehe in diesem Punkte auch auf dem Standpunkt, den die Sozialdemokratie gepredigt hat, von der verdammten Zufriedenheit, wenigstens von der verdammten Selbstzufriedenheit. Wir wissen, daß wir immer lernen wollen und müssen und lernen deshalb miteinander. Aber ich möchte aus unserer Arbeit hier in der Synode Ihnen das Wort des Apostels Paulus zurufen: „Darum, meine lieben Brüder, seid fest, unbeweglich und nehmet immer zu in dem Werk des Herrn, sintemal ihr wißt, daß eure Arbeit nicht vergeblich gewesen ist in dem Herrn." (1. Kor. 15,58.)

Das ist der Gruß von der Kreisgemeinde Düsseldorf.

Leben und Arbeit.

Eine Aussprache zwischen evangelischen Männern und Frauen.

Es spricht zunächst: Dr. Max Schlenker-Düsseldorf:

Meine sehr verehrten Damen und Herren! Den neuen Versuch, die Erörterungen über das Thema „Leben und Arbeit" mit einer Aussprache zu beginnen, begrüße ich außerordentlich. Gibt er doch die Möglichkeit, eine breite Plattform für die zusammenfassenden Schlußausführungen des Herrn Professor Rosenstock zu schaffen. Ich wünsche mit der Kongreßleitung von ganzem Herzen, daß die Aussprache ein wirkliches „Aussprechen" sein möge, daß auch das persönliche menschliche Bekennen voll und ganz zum Ausdruck kommt.

Uebrigens möchte ich hier einschalten, daß der Kirchlich-soziale Bund, wenn er so konkrete Fragen, wie die Rationalisierung in der Wirtschaft oder das Thema „Wirtschaft und Arbeit" zur Behandlung stellt, selbstverständlich auch damit rechnen muß, daß Männer der Wirtschaft, wie dies gestern Herr Dr. Helmuth Poensgen in einer Weise getan hat, der ich von meinem Standpunkt nur völlig beipflichten kann, zu den Problemen nüchtern und sachlich Stellung nehmen. Das rein Gefühlsmäßige muß bei solchen Erörterungen zurücktreten, und wenn ich gezwungen bin, da und dort manche Gedanken mit gewissem Nachdruck zu verfechten, so wirklich aus dem ehrlichen Bemühen heraus, meine Auffassung so darzulegen, daß Arbeitgeber und Arbeitnehmer sich — unter Beherzigung der Gedanken, die gestern in so vorzüglicher Form der sehr verehrte Präsident des Kongresses, Herr Geheimrat Seeberg, zum Ausdruck gebracht hat —, im Rahmen des Kirchlich-sozialen Kongresses zu einer wahren Arbeits- und Gewissensgemeinschaft zusammenfinden können.

Wenn sich vielleicht auch nicht auf allen Gebieten eine völlige Uebereinstimmung wird herbeiführen lassen, zwei Tatsachen glaube ich für alle Herren, die hier das Wort ergreifen, in den Vordergrund stellen zu dürfen: Einmal die heiße Liebe zu Volk und Heimat, dann aber auch das ehrliche Ringen nach der richtigen Erkenntnis.

In dem verflossenen Jahrzehnt sind die Industriebezirke Rheinland-Westfalens der Schauplatz großer Ereignisse und gewaltiger Kämpfe gewesen. Das aus tausend Schlachten heimkehrende Heer nahm zum großen Teil seinen Weg durch das hiesige Gebiet; wenige Jahre später folgte der Ruhrkampf, der an die Opferwilligkeit der gesamten Bevölkerung stärkste Anforderungen stelle. Inflation, Separatistenkämpfe und Bürgerkrieg brausten über die Stätten der Arbeit hinweg; Leidenschaften wurden aufgewühlt, Not und Elend reichten sich die Hand und der Feind forderte von dem enttäuschten, zermürbten und von den Parteien hin- und hergeworfenen Volk seinen Tribut. Trotz allem Ungemach haben wir die schwersten Krisen der Nachkriegsjahre überwunden. Wenn auch noch nicht alle blutenden Wunden vernarbt sind, Ordnungssinn, Lebenswille und Lebenszuversicht und damit auch Arbeitsfreude sind in siegreichem Fortschreiten.

Arbeitsfreude? Mancher wird eine Fragezeichen hinter dieses Wort setzen oder wird entgegnen wollen, die Arbeitsfreude, diese notwendige Brücke zwischen Leben und Arbeit, sei schon da, aber die Umstände und die äußeren Bedingungen der Arbeit seien nicht durchweg dazu angetan, der wahren Arbeitsfreude Raum zu geben. Das Zeitalter der Maschine lege sich lähmend auf alle Energien, es spalte den Menschen und lasse seine besten Triebkräfte verkümmern. Es verdunkele seine Arbeit wie sein Leben; die fremdbestimmte Arbeit nehme einen immer größeren Umfang an, die selbstbestimmte Arbeit schrumpfe zusammen. Der Geist der Verantwortlichkeit werde immer mehr gelähmt, der Spielraum der freien und tatkräftigen Persönlichkeit eingeengt. Der Eigennutz grassiere, die Verbindung zwischen Idealismus und Realismus sei abgerissen. Alles Sittliche liege außerhalb der Arbeit, die selbst entseelt sei.

Herr Professor Sombart hat ja in seinen gestrigen, sehr geistvollen, aber doch reichlich überspitzten Ausführungen die Worte geprägt, der Arbeiter sei von seinem Werk getrennt, die Arbeit der großen Masse sei vergeistet und entseelt, wenn auch ein Teil der Arbeiter noch hochqualifizierte Arbeit leiste. Wenn der Arbeiter in die Fabrik hineinkomme, so werde seine Persönlichkeit damit ausgelöscht, er sei eine Nummer und gebe gewissermaßen auch seine Seele in der Garderobe ab. Er falle nun in ein System von Systemen. Wenn alles richtig wäre, was Herr Sombart in seiner überaus fesselnden

Art ausgeführt hat, dann würde beispielsweise der beseelte Gänsehirt, von dem er sprach, weit über dem entseelten Chauffeur stehen. Vom Standpunkt der Industrie aus hätten wir bei der weiteren Feststellung des Herrn Sombart, daß eigentlich nur die kleinbäuerliche Betriebsform dem Vergeistungsprozeß entzogen ist und „seelsam" bleibt, allen Grund, uns darüber zu freuen, uns in so ausgezeichneter Gesellschaft, im Gefolge solcher Weggenossen zu finden, wie ich sie hier in diesem Saale sehe, die sich alle nicht der kleinlandwirtschaftlichen und damit im Sinne Sombarts wohl menschenwürdigeren Tätigkeit zugewandt haben.

Gewiß hat Herr Sombart ja auch auf die kulturfördernde Eigenschaft von Technik und Wirtschaft verwiesen und hervorgehoben, daß wir ohne Technik und Wirtschaft eben nicht das gesamte deutsche Volk ernähren könnten. Mir fiel bei seinen Bemerkungen über den technischen Entwicklungsprozeß und die mit ihm verbundenen Gefahren der Vergeistung und Entseelung als drastischer Beweis für den gewaltigen Fortschritt, den wir doch in kultureller Beziehung unter dem Einfluß von Technik und Wirtschaft zu verzeichnen haben, die Tatsache ein, daß beispielsweise der alte Kaiser Wilhelm I. noch in den 70er Jahren in das Hotel zum „Russischen Hof" mußte, um ein Bad zu nehmen. Das Berliner Schloß verfügte nicht über eine solche Möglichkeit. Und dann denken Sie an die qualvollen, menschenmordenden Sklavenarbeiten beim Pyramidenbau in Aegypten, denken Sie an die Zustände in vielen Betrieben noch vor 20 Jahren, und vergegenwärtigen Sie sich demgegenüber einen modernen Betrieb, in dem der arbeitende Mensch Gebieter und König der Maschine ist. Und wenn Sie sich den nach jeder Richtung hin verzerrten Film „Metropolis" ansehen und die dort wiedergegebenen Ereignisse mit der tatsächlichen Lage vergleichen, so haben Sie ein Bild darüber, wie außerordentlich schief diese Dinge vielfach gesehen werden. Ich habe die Ueberzeugung, daß bei richtiger Würdigung die moderne Technik, die Maschine als Freundin und Erlöserin der Menschheit erscheint. — Auf diese Fragen werde ich späterhin noch zurückkommen.

Ich glaube der Aussprache die Wege ebnen zu helfen, wenn ich besonders hervorhebe, daß die Auffassung, wie wir sie gestern gehört haben, nicht etwa nur von Herrn Geheimrat Sombart vertreten wird. Ich könnte Ihnen eine Fülle von Gedanken anderer hervorragender Männer, die sich in ähnlichem Gleise bewegen, hier zur Kenntnis bringen. Ich will nur auf ein Wort von Hermann Bahr verweisen, der einmal ausführte, der Mensch sei zum willenlosen Knecht des Betriebes geworden, „sinnlos getrieben treibend, zwecklos bewegt bewegend, verschluckt von ... einer ewig kreißenden ewigen Leere".

Karl Kautsky äußerte sich vor noch nicht langer Zeit im Anschluß an die jüngsten Schreckenstage in Wien im „Vorwärts" dahingehend, die moderne Gesellschaft könne ohne die Hydra des Lohnproletariats nicht leben, sie müsse sie immer wieder selbst hervorrufen und immer wieder verstärken, wenn sie existieren wolle. Ich verweise ferner auf das mit starkem Temperament geschriebene Buch Professor Rosenstocks „Werkstattaussiedlung", das er vor fünf Jahren der Oeffentlichkeit übergab. Professor Rosenstock führt in diesem Buch aus, der Großbetrieb erzeuge Masse; er nehme jedem seiner 1000 Arbeiter ein Stück von seinem Menschentum und seiner Eigentümlichkeit. Die Raumfrage, Lebensfrage, Vererbungsfrage, diese letztere geistig aufgefaßt, verlange gebieterisch ihre Lösung. Der Großbetrieb sei keine Lebensform für den ganzen Lebenslauf eines Arbeiters. Nicht die Art oder die Quantität der Arbeit und des Lohnes sei die neue Frage, sondern Zeit und Raum der Arbeiter. Der Arbeitsraum müsse wieder zum Lebensraum werden. Rosenstock verlangte damals eine vernünftige Arbeitsweise, eine menschliche Lebenslaufbahn und ein gesetzmäßiges Berufsnachrücken, das verwirklicht werden sollte durch Dekonzentration, durch einen Mittelweg zwischen Haus und Fabrik. Alle diese Kritiker, die ja noch beliebig vermehrt werden können, fordern, daß man den Arbeiter wieder nach Namen und Art ins Auge fasse, sie fordern gebieterisch die Wertung des Arbeiters als eines Menschen von Fleisch und Blut, nicht etwa nur als Faktor der Produktion, als eine Sache.

Im Grunde genommen, handelt es sich hier um eine Revolution der Individualität gegen die Masse. Die seelische Verknüpfung mit der Arbeit soll wieder hergestellt werden, ein Bemühen und ein Beginnen, bei dem wir uns von der Wirtschaft und von der Industrie mit heißem Herzen an die Seite dieser Kritiker gesellen, um gemeinsam mit ihnen die Wege zu finden und zu suchen, die zu diesem auch von uns in hohem Maße erwünschten Ziele führen.

Das sozial-psychologische Gesicht unserer gärenden Gegenwart ist, wie diese wenigen Hinweise zeigen, außerordentlich kompliziert. Wir sind zudem, wie kaum ein anderes Volk der Erde, weltanschaulich gespalten. Unsere Kulturziele sind uneinheitlicher denn je. Simmel hat schon recht, wenn er in seinem Vortrag „Der Konflikt der modernen Kultur" anführt: „Würde man heute die Menschen der gebildeten Schichten fragen, nach welcher Idee sie eigentlich leben, so würden die meisten eine spezialistische Antwort aus ihrem Beruf heraus geben, aber von einer Kulturidee, die sie als ganze Menschen- und die alle Sonderbetätigungen beherrscht, würde man selten hören." Diese ganzen Fragen sind nun für unser gesamtes Volk um so wichtiger,

als der überwiegende Teil direkt oder indirekt mit Industriearbeit verknüpft ist. Es handelt sich hier nicht nur um leibliche, um physische Nöte, sondern sicherlich auch zu einem sehr großen, vielleicht sogar dem überwiegenden Teil um seelische Bedürfnisse, und da ist es verständlich, ja ein Verdienst der Kirche, mit allem Freimut diese schwierigen Fragen, die tief in das Schicksal unseres Volkes hineingreifen, offen zu erörtern. Gerade die Kirche spürt den Reflex dieser seelischen Strömungen und Hemmungen, und, ob sie will oder nicht, sie muß sich mit den treibenden Kräften auseinandersetzen und sie verstehen lernen. Auch die Kirche ist, wenn ich so sagen darf, durch diese Strömungen und deren Reflexe aus ihrer konservativen Einstellung, die ihr ja eigen ist und auch sein muß, mehr und mehr aufgerüttelt worden, und zwar gilt das sowohl für die evangelische wie auch für die katholische Kirche.

Den Fragen nach Sinn und Wesen der modernen Industriearbeit kann die Kirche auf die Dauer nicht ausweichen; sie muß sie zu deuten versuchen. Wenn ich recht verstehe, so lehnt die evangelische Kirche alle Aktivität auf dem Gebiete der praktischen Sozialpolitik ab. Was sie erstrebt, scheint mir mehr erzieherische Arbeit in der Richtung der Heranbildung bewußt evangelischen Führertums auch in den Kreisen der Wirtschaft zu sein, Weckung sozialer Verantwortlichkeit im Kirchenvolk überhaupt. Diese Aufgabe ist ebenso dankbar wie notwendig und schwierig zugleich. Man kann auch Verständnis dafür haben, daß der Schwerpunkt der Arbeit, wie es in dem amtlichen Bericht des rheinischen Sozialpfarrers heißt, einstweilen in der persönlichen Fühlungnahme mit der Arbeiterschaft liegen soll, wohl mit dem Zweck, zunächst einmal in der Arbeit selbst Wurzel zu fassen, nachdem es sich klar erwiesen hat, daß die im Leben auftauchenden Probleme ohne tiefgründiges Verständnis der Arbeitswelt nicht geklärt werden können. Dennoch glaube ich der einseitigen Festlegung nur eines Schwerpunktes widerraten zu sollen. Es kann doch immer nur darauf ankommen, ausgleichend, vermittelnd, versöhnend zu wirken, mitzuarbeiten und zu versuchen, die Wirklichkeit zu gestalten. Mit dieser Aufgabe kann es niemals in Einklang gebracht werden, daß etwa von Seiten der Kirche in schwebende große Arbeitskonflikte eingegriffen und für diese oder jene Partei Stellung genommen wird. So sehr man auch Anhänger eines praktischen Tatchristentums sein mag, die Aufgabe der Kirche kann m. E. in diesem Falle nur eine wirklich dienende sein, zu der sicherlich der ganze Opfermut echter christlicher Liebe notwendig ist.

Die katholische Kirche des hiesigen Gebietes hat sich gegen Ende des vergangenen Jahres mit der kapitalistischen Wirtschaftsordnung auseinandergesetzt und ihre Leitsätze zur sozialen Verständigung, über die christliche Berufsauffassung und das moderne Wirtschaftsleben veröffentlicht. Kardinal Schulte hat mit aller Klarheit ausgesprochen, „daß die auf Kapitalverwendung und Kapitalvermehrung eingestellte Wirtschaftsordnung vom christlichen Standpunkt aus nicht zu verwerfen ist, daß aber ihr höchstes und letztes Ziel jene Befriedigung der Lebensbedürfnisse eines Volkes bleiben muß, die am ehesten geistige und sittliche Höherführung verbürgt." Aber er bekämpft mit Recht „den Geist des Erwerbs um des Erwerbswillen, des Gewinns lediglich um des Gewinns willen", den Mammonismus. Er unterscheidet das Kapital als Träger der Wirtschaftsordnung und den Kapitalismus als technisches Wirtschaftssystem von der Gesinnung, die einseitig der Erwerbung und Nutzung von Kapital auf Kosten der höheren Menschheitsziele dient. Aber der Kardinal sieht auch in der Arbeit mehr noch als nur Voraussetzung eines materiellen Daseins. Sie werde, richtig aufgefaßt, zum hauptsächlichsten Mittel, die den Menschen von Gott gegebenen Anlagen und Fähigkeiten zur selbstbeglückenden Entfaltung zu bringen und ihre Betätigung zugleich in den Dienst der gesamten menschlichen Gesellschaft zu stellen, zunächst vor allem der Familie und des Volkes. Die katholische Kirche ist, worauf Herr Dr. Schürholz in seiner Schrift „Industriepädagogik" richtig hinweist, von jeher nie weitergegangen, als der Wirtschaft nur eine beschränkte Eigenwertung zuzuerkennen; anders die evangelische Kirche, die sich mehr und mehr den Fragen von Wirtschaft und Gesellschaft zuwende. Beide Kirchen bemühen sich jedenfalls nicht ohne Erfolg, das gegebene Wirtschaftssystem mit christlicher Ethik zu durchtränken. Für die evangelische Kirche darf ich hier auf die Ihnen allen bekannte Kundgebung des ersten verfassungsmäßigen deutschen evangelischen Kirchentages vom 17. Juni 1924 zu Bethel verweisen. Dieser Aufruf an das deutsche evangelische Volk setzt sich einerseits mit den Erscheinungen des Lebens (Ehe, Familie, Schule, öffentliches Leben) auseinander, andererseits aber auch mit den Ausstrahlungen, Bedingungen und Gegebenheiten der modernen Arbeit. „Die Arbeit", so heißt es in der Entschließung von Bethel, „ist nicht einfach eine Ware, die man kauft und verkauft, sondern pflichtmäßiger Dienst am Volksganzen . . . Es müssen Kraft und Zeit zur Pflege des seelischen Lebens übrigbleiben." Auf die Ergebnisse der Stockholmer Weltkonferenz wird ja wohl noch in der Aussprache eingegangen werden.

Diese Hinweise schienen mir notwendig, um zu zeigen, daß die evangelische Kirche in ihrer bisherigen praktischen Tätigkeit schon die Verbindungslinie zwischen Leben und Arbeit zu ziehen versucht hat, und wir wissen alle, daß sie sich auch von diesen Auffassungen in der Praxis hat durchdringen lassen. Es ist nur eine konsequente Fortsetzung dieser Linie, wenn sie auf der Vaterländischen Kundgebung des Königsberger Kirchentages 1927 verkündete, die Kirche erstrebe, daß jeder sich seiner Mitverantwortung bewußt sei und sich für alles einsetze, was Volk und Staat stärke, bessere und fördere.

Man hat vielfach Immanuel Kant als den Philosophen des Protestantismus gefeiert. Gerade er hat wiederholt darauf hingewiesen, daß der Gedanke der Verantwortung des einzelnen für das Ganze in den Vordergrund zu treten habe. Wie steht es aber heute um diese Verantwortlichkeit des einzelnen, in erster Linie bezogen auf das Gemeinschaftsleben der Arbeit? Die Verantwortung für die Gestaltung der sozialen Arbeitsbedingungen hat der Staat in der Mehrzahl der Fälle dem einzelnen abgenommen, dem Arbeitgeber wie dem Arbeitnehmer; ein außerordentlich schwerer Fehler, der sich bitter zu rächen beginnt. Ich gehe sogar soweit, in dieser Ueberwucherung des staatlichen Apparates, der alles und jedes unter politischen Gesichtspunkten betrachtet und zu entscheiden strebt und dadurch die Verantwortlichkeit der eigentlich Beteiligten ausscheidet und tötet, den Krebsschaden unserer heutigen Zeit zu sehen. Wenn auf den wieder stärker in die Erscheinung tretenden Gruppenegoismus verwiesen wird, der die Spannung zwischen der Lebens- und Arbeitswelt vertiefe, so ist das doch vielleicht im Grunde genommen nichts anderes als eine Erscheinung der Selbsthilfe. Wir müssen im sozialen Leben wieder mehr zu einer Selbstverwaltung kommen, zu stärkerer Bewegungsfreiheit, zu einer Auflockerung der jetzigen Zwangsjacken, durch die die Selbstverantwortlichkeit des einzelnen für sich und seine Familie, die weithin unterbunden ist, wieder hergestellt wird. Die wirtschaftliche Selbstverwaltung würde auch die beiden Gruppen der Arbeitgeber und Arbeitnehmer stärker zusammenbringen, die Kraftlinien des Lebens und der Arbeit miteinander vermengen und einen ehrlicheren Ausgleich der Spannungen ermöglichen. Die Schlichtungsbehörden werden auf die Dauer bei dem Beibehalten des heutigen Verfahrens diese Spannungen nur verstärken und das Verantwortungsbewußtsein der Beteiligten schwächen. Es ist ja außerordentlich bequem, einen anderen über diese so schwierigen Fragen entscheiden

und einen anderen die Verantwortung für die getroffene Entscheidung tragen zu lassen. Ich weiß, daß auch manche Gewerkschaftsführer im Grunde diese Auffassung teilen; denn auch sie empfinden, daß durch diese Art die Verantwortungsfreude der unmittelbar Betroffenen unterhöhlt wird. Ich kann also gerade nach dieser Richtung nur mit sehr starker Einschränkung den Auffassungen folgen, die gestern abend Herr Abgeordneter D. Mumm entwickelt hat."

Nach Einschub einiger weiterer Bemerkungen über seine Beurteilungen des staatlichen Schlichtungswesens und Gegenwartsfragen der Sozialversicherung fährt dann der Redner fort:

„Von ausschlaggebender Bedeutung für unseren inneren Markt ist ja überhaupt eine gut bezahlte Arbeiterschaft, die das Streben hat, ständig ihren Lebensstandard zu erhöhen. Wir wollen uns doch darüber klar sein, daß der gute innere Markt im wesentlichen von der Kaufkraft des Arbeiters abhängt. Nach dem Verschwinden der Vermögen, nach der schmerzlichen Zertrümmerung des Mittelstandes sind es wirklich nicht die sehr geringen Prozentsätze höherer Einkommen, die befruchtend und belebend auf die Kaufkraft des Binnenmarktes, der wieder die stärkste Stütze für jede Ausfuhrmöglichkeit bietet, einzuwirken in der Lage wären. Es freut mich in diesem Falle besonders, mich hier in voller Uebereinstimmung mit den Gedankengängen zu befinden, die Herr D. Mumm gestern abend zum Ausdruck gebracht hat. Der Kreislauf: Hohe Leistung, hohe Löhne, niedrige Warenpreise, hoher Lebensstandard, guter Binnenmarkt, Ausfuhrmöglichkeit, findet immer seine stärkste Verankerung bei einer gut bezahlten Arbeiterschaft.

Auch der Unternehmer wird durch die Wucht der Verhältnisse von dem großen Antriebsrad mit fortgerissen, auch der Betrieb hat gewissermaßen seine eigenwilligen Gesetze, denen Unternehmer wie Arbeiter, vielleicht oft beide gegen ihren Willen, unterworfen sind. Auch der Unternehmer ist in seiner Arbeit nicht frei in dem Sinne, wie die Arbeiterschaft vielfach glaubt. Auch er ist abhängig von den Gesetzen seines Betriebes, ein Kind seiner Zeit und ein Diener jener großen Sachpyramide, in die wir alle hineingestellt sind, dies um so mehr, je mehr Besitz und Leitung auseinanderfallen. Gerade die bekanntesten Unternehmernaturen und tüchtigsten Vorkämpfer deutscher wirtschaftlicher Tatkraft haben, wenn ich einmal in verbrämter Weise die Begriffe des Lebens- und Arbeitsraumes hier zur Anwendung bringen darf, ihren Lebensraum zugunsten ihres Arbeitsraumes mehr und mehr verkümmern sehen. Sie sind vielleicht in viel höherem Maße wirklich ein Opfer der

großen Kraftmaschine Arbeit geworden, als es die Arbeiterschaft vielfach von sich glaubt sagen zu müssen. Ich möchte übrigens hier besonders hervorheben: Die Unternehmer werden doch immer wieder ergänzt aus den arbeitenden Schichten. Die Aufstiegsmöglichkeiten, die Herr Professor Rosenstock als erwünscht bezeichnet, sind günstiger, als häufig angenommen wird. Je mehr ich mich mit dem Entwicklungsgang unserer Unternehmer vertraut zu machen vermochte, um so mehr befestigte sich in mir die Ueberzeugung, daß uns die Verbundenheit mit unseren Arbeitern um so natürlicher und selbstverständlicher erscheint, je mehr wir uns das Auf und Ab der einzelnen Familien und Generationen vergegenwärtigen. Gerade in unserer Wirtschaft hat doch schon immer das Wort Bedeutung gehabt: „Freie Bahn dem Tüchtigen!" Ich will hier keine Namen nennen und auf keine Lebensschicksale eingehen — es würde zu weit führen —; ich stelle nur fest, daß ich eine große Zahl maßgebender Wirtschaftsführer, denen heute das Schicksal Zehntausender von Arbeitern anvertraut hat, zu nennen in der Lage wäre, deren Vater oder Großvater noch als schlichte Arbeiter ihr Brot verdienten. Die Wirtschaft ist also nach dieser Richtung durchaus demokratisch und ermöglicht dem Tüchtigen und Leistungsfähigen, wie viele Beispiele zeigen, den Aufstieg. Familien verbrauchen sich zum Teil in wenigen Generationen, und aus dem Arbeiterstand, in den sie teilweise zurücksinken, wachsen uns neue, schöpferische Persönlichkeiten und Führer zu.

Trifft es nun aber für die Arbeiterschaft, insgesamt gesehen, zu, daß sie immer mehr der Sklave ihrer Arbeit geworden ist? Ist es wirklich berechtigt, in so hohem Maße von der Arbeit als einer Last zu sprechen, die man aufatmend beiseite legt, wenn die Sirene, die die Beendigung der Arbeitszeit verkündet, ertönt, die es nicht lohnend macht, die besten Kräfte, die im Menschen schlummern, einzusetzen, die keine Befriedigung mehr gewährt und die jeder ethischen Grundlage bar ist?

Ich halte diese Hinweise, die man immer und immer wieder findet, nicht nur für außerordentlich übertrieben, sondern auch für sachlich ungerechtfertigt. Ich kann mich des Eindrucks nicht erwehren, daß hier Romantiker ihre Hand im Spiele haben, die ihre Industriepädagogik viel zu deduktiv und viel zu stark ableiten. Ueberall, wo Aufgaben auftauchen, werden sie in Probleme verfälscht. Gerade der Intellektuelle, der außerhalb der Arbeitswelt steht, spielt hier nicht immer — ich bitte das mit allem Freimut sagen zu dürfen — eine glückliche Rolle. Er sieht vielfach die Arbeitswelt zu sehr aus der Peripherie, übertreibt häufig gleichermaßen das Negative wie

das Positive. Er projiziert — wie ich es kürzlich sehr treffend ausgedrückt fand — zu stark sein eigenes Erlebnis auf die Seele der Arbeiterschaft und gibt dann diese Konstruktion als Bild auch der Arbeiterpsyche wieder. Gewiß handelt es sich hier um Ausnahmeerscheinungen, und es liegt mir völlig fern, die sozialwissenschaftliche Arbeit der Gelehrten mit diesen Ausführungen etwa gering werten zu wollen oder anzutasten. Aber es wird mir jeder, der die moderne soziale Literatur in großen Zügen kennt, zugeben, daß in diesen Beobachtungen ein richtiger Kern liegt und, was das Beachtlichere und Gefährlichere ist, daß vornehmlich diese Literatur den Arbeiter ganz besonders beeindruckt. Es kommt zur Beurteilung der Sachlage doch in erster Linie auf die Träger des Berufes an, auf diejenigen, an die sich diese Gedanken richten.

Kein Zweifel: Große Teile der Arbeiterschaft sind innerlich von den gekennzeichneten Ideologien nicht überzeugt. Wir dürfen nicht vergessen, daß eine neue Generation heranzuwachsen beginnt, die naturgemäß das Leben wie auch den Rhythmus der modernen Arbeit mit ganz anderen Augen betrachtet und mit anderen Gefühlen empfindet, als es die ältere Generation überhaupt vermag. Diese neue Generation betrachtet zwar auch nicht alles als vollkommen, was ist, aber ich habe doch die starke Empfindung, daß sie, die in die moderne Technik hineingeboren wurde, den Konnex mit dieser Entwicklung gefunden hat und sie bejaht. Daß sie mit gesunden Instinkten gegen die „Verapparatung", die in einem überbevölkerten Industrieland wie Deutschland sicherlich unser Schicksal ist und bleiben wird, sich in ihrer Lebenswelt einen ihr adäquaten Ausgleich sucht und findet und auch der betrieblichen, beruflichen Arbeit den Sinn ablauscht. Sehr wertvolle Aufschlüsse hierüber enthält das jüngst veröffentlichte Buch von Hendrik de Man, „Der Kampf um die Arbeitsfreude", das 78 ausführliche Berichte einfacher Arbeiter über ihre persönlichen Erlebnisse in der Welt der Arbeit und des Lebens enthält. Franz Rodens hat noch in der Sonntagsausgabe vom 2. Oktober der „Kölnischen Zeitung" in einem Aufsatz, der Ihrem Kongreß gewidmet ist, gerade das neue Buch von Hendrik de Man so klar gekennzeichnet, daß ich mich kurz fassen kann. In diesen Berichten offenbart sich zwingend die Gefühlswelt des modernen Arbeiters und seine Einstellung zur Maschine, mit der er heute so eng verknüpft ist. In einem dieser Berichte heißt es: „Es gibt Stunden mit dauerndem, gleichmäßigem Gang, wo man mit Herrscherstolz und -freude, die Hände auf dem Rücken, seine Maschine umwandert. Und ich habe wohl auch einmal in Gedanken mit der Maschine gesprochen: „Du mußt so, wie ich will". Ja, ich habe mich in das Zittern und Stöhnen

der Maschine so mitunter hineingesponnen mit meinen Gedanken. Eine verhaltene Wut finsterer Kräfte klang mir heraus, die ich zur Ohnmacht und Gefügigkeit gezwungen. Und ein andermal war dasselbe Summen ein lustiges und dankbares Lächeln der Maschine an mich, der ich ihr geholfen, die Schwierigkeiten und Hindernisse, die sie störten, schrammten und schmerzten, zu beseitigen, sodaß sie frei laufen konnte."

Ich muß sagen, daß mir diese Auffassungen richtiger zu sein scheinen als die gestern von Herrn Sombart vorgetragenen Gedanken aus dem Buch von Ford („Ein Riesenunternehmen ist zu groß, um menschlich zu sein" usw.), denen der Redner für eine hochrationalisierte Wirtschaft allgemeine Geltung beimaß. Dieses Buch von Ford, auf das soviel verwiesen wird, ist nicht einmal für die amerikanischen Verhältnisse irgendwie maßgebend und richtig, noch viel weniger für die Verhältnisse bei uns in Deutschland. Das Buch von Ford ist lediglich ein außerordentlich geschickt geschriebenes Reklamebuch, das er entweder selbst geschrieben hat oder sich schreiben ließ, um die Aufmerksamkeit auf seine Werke zu lenken. Im übrigen hat Ford seine Betriebe inzwischen vollkommen um- und auf Qualitätsarbeit eingestellt.

In diesem Zusammenhang möchte ich es nicht unterlassen, Ihre Aufmerksamkeit auf den Bericht eines Mannes zu lenken, der mit großem Ernst und genauer Kenntnis auch unserer Verhältnisse die Beziehungen zwischen Arbeiter und Unternehmer in Amerika noch kürzlich untersucht hat. Es heißt in diesem Bericht: „Die Beziehungen zwischen Arbeiter und Unternehmer erscheinen mir im ganzen betrachtet freundlicher, als es vielfach in Europa der Fall ist. Es beruht auf der beiderseitigen Charaktereinstellung. Dem Verhältnis zwischen beiden fehlt der vergiftende Unterton des Klassenkampfes, der einen fortdauernden gespannten Kriegszustand zwischen beiden Faktoren bedeutet und hervorruft. Die Auffassung, als ob in der Arbeit schon an sich eine Ausbeutung liege, wird in Amerika ersetzt durch die, daß die Arbeit wirtschaftlichen Erfolg auch für den Arbeiter bedeutet und hiernach das Maß des Erfolges in seiner Hand liegt. Es ist der Betriebserfolg, der beiden Teilen als Richtungsziel fortdauernd vor Augen tritt und sie hiernach auch auf einen gemeinsamen Weg führt." (Tänzler, „Aus dem Arbeitsleben Amerikas.")

Ich freue mich übrigens, daß Herr Sombart so stark unterstrichen hat, man vergäße ob des rührigen Lärms der Großen die Tatsache, daß 50 Prozent unserer Bevölkerung, ohne die Landwirtschaft zu berücksichtigen, in kleinen und mittleren Betrieben tätig ist. Selbst

wenn die Entseelung der Arbeiterschaft in den Großbetrieben — wie Herr Somvart vermutet — schon in der Garderobe wirklich stattfände, so ist nach seinen eigenen Worten demnach die Zahl derjenigen Arbeiter, die entseelte Arbeit leisten müssen, doch keineswegs ausschlaggebend.

Noch eine weitere Feststellung: Herr Sombart hat gestern mit Recht das Handwerk gefeiert und hervorgehoben, wie sehr die Arbeit des Schneiders, des Schusters usw. die Möglichkeit geboten habe und auch heute noch biete, sich der Schöpfung des Werkes ihrer Hände auch persönlich freuen zu können. Ich erinnere hier an die außerordentlich wertvolle Tagung des Deutschen Werkbundes, die Ende September in Mannheim stattfand. Bei dieser Gelegenheit hat ein ausgezeichneter Kenner des deutschen Handwerks, Herr Dr. Meusch, zum Ausdruck gebracht, daß die deutsche Handwerkswirtschaft sich ständig aufwärts entwickelt habe, daß von einer Verdrängung des Handwerks durch die Industrie nicht die Rede sein könne. Die Frage, ob es im Zeitalter der Maschine noch Sinn habe, sich mit dem Problem der Handarbeit abzugeben, müsse bejaht werden. So sehr seelenarm sind wir also auch nach dieser Richtung hin nicht geworden.

Ein Wort möchte ich in diesem Zusammenhang dann aber auch noch über die Kartelle und Syndikate sagen. Sie dürfen mir Glauben schenken, wenn ich feststelle, daß gerade die kleinen und mittleren Unternehmer, über deren Erhaltung wir uns freuen wollen, ihre Existenzberechtigung vielfach der Tatsache des Vorhandenseins von Kartellen verdanken. Wir wollen es also nach Möglichkeit unterlassen, mit nicht zutreffenden Gründen gegen Kartelle und Syndikate Sturm zu laufen.[6])

Durch den falsch verstandenen Ford hat gerade in Deutschland die Anschauung Nahrung gefunden, die moderne industrielle hochwertige Arbeit stelle an den Geist immer geringere Anforderungen. Die moderne Maschinenarbeit ist jedoch ohne einen besonders geschulten, befähigten und gebildeten Industriearbeiter überhaupt nicht denkbar. Nicht ohne Grund hat sich die deutsche Industrie in den letzten Jahren den Fragen der Berufsausbildung und -schulung mit besonderem Eifer gewidmet.

---

[6]) Wegen der Kürze der zur Verfügung stehenden Zeit mußten die für den nachfolgenden Schlußteil des Vortrages beabsichtigten Ausführungen etwas zusammengedrängt werden. Wir glauben im Sinne unserer Leser zu handeln, wenn wir die Rede in ihrer ursprünglich vorgesehenen Fassung zu Abdruck bringen, selbst wenn dadurch der Charakter der Aussprache nicht so deutlich bleibt.

Worauf es der Arbeiterschaft im Betrieb heute im wesentlichen neben einem auskömmlichen Lohn und einer erträglichen Arbeitszeit ankommt, ist die Wertung als Mensch und Persönlichkeit. Hier liegt allerdings noch ein großes Feld gemeinsamer Arbeit brach. Manches hat sich jedoch schon zum Besseren gewandt. Ich nenne hier nur die Namen Arnhold und Riebensahm. Notwendig ist sicherlich eine engere Fühlungnahme zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer im Betrieb, obwohl in dem modernen Großbetrieb auch hier Grenzen gesteckt sind, notwendig aber und vielleicht nicht minder wichtig eine „Werkstonpflege", die dem Arbeiter als Menschen gerecht wird. Es muß aber einmal darauf hingewiesen werden, daß diese Werkstonpflege nicht nur das Verhältnis zwischen dem Unternehmer und den leitenden Beamten einerseits und der Arbeiterschaft andererseits umschließt, sondern auch zwischen der Arbeitnehmerschaft und den Unterführern der Arbeit. Ich möchte mir hier die Gedanken zu eigen machen, denen Dr. Winschuh in seiner Schrift „Die psychologische Grundlage der Werksgemeinschaft", die er auf Grund seiner praktischen Erfahrungen in einem großen Betrieb verfaßte, Ausdruck gegeben hat. Winschuh hebt hervor, daß in den Betrieben eine kluge Sozialpädagogik nötig sei. Er mißt dem Verkehrston eine außerordentliche Bedeutung bei und sagt u. a.:

„Ein heftig erlittenes Unrecht im Betrieb macht oft den Arbeiter erst zum ganzen Marxisten, zum Marxisten auch des Gefühls, anstatt nur des Gehirns. Der Arbeiter muß daher das Gefühl haben, daß die Werksleitung unter allen Umständen auf gerechte und menschliche Behandlung drängt. Er darf die Firma möglichst nie im Unrecht sehen. Sehr zu empfehlen ist daher auch die Schulung der Betriebsbeamten in richtiger Haltung. Damit ist selbstverständlich kein nachgiebiges, schwächliches Verhalten gemeint, Disziplin muß der Kitt des Betriebslebens bleiben. Aber dieser Arbeitsdisziplin muß doch in stärkerem Maße die Arbeitskameradschaft, das Bewußtsein der Mitarbeit zur Seite treten."

Was ist denn eine Betriebsgemeinschaft anders als die innere Verbundenheit der schaffenden Menschen eines Werkes? Was bezweckt sie anders als eine Stärkung der Verantwortlichkeit gegenüber dem Werk und den einzelnen in ihm tätigen Kräften? Die Betriebsgemeinschaft ist nicht ein Ding an sich, das es etwa zu organisieren gilt — an Organisationen haben wir mehr als genug —, es handelt sich hier um nichts anderes als um die Weckung einer neuen Betriebsgesinnung. In dem Haus, in dem der Arbeiter schafft, soll er sich wohlfühlen, und

dazu ist es notwendig, daß die persönlichen Bande des Zusammenlebens und Zusammenarbeitens gestärkt, wieder enger geknüpft werden.

Interessant waren mir übrigens auch Mitteilungen, die vor einiger Zeit der bekannte Sir Arthur Balfour im Rahmen einer Sitzung der deutschen Gruppe der Internationalen Handelskammer machte. Er führte aus:

„Auch in England haben sich viele Gesellschaften gebildet, die sich ausschließlich mit der Verbesserung und dem Studium der Arbeitsverhältnisse befassen. Der Herzog von York sorgt alljährlich für ein Lager im Freien, nahe am Meer, wo 200 Studenten von Universitäten und Hochschulen mit 200 jungen Männern aus der Arbeiterbevölkerung zusammen essen. Seinem Beispiel folgen jetzt viele Söhne britischer Industrieller und richten nach demselben Muster Lager aus den bei ihnen beschäftigten Arbeitern ein. Wenn diese Bewegung weiter zunehmen sollte, was sehr wünschenswert wäre, so wird sie zweifellos einen großen Einfluß auf die Zukunft und auf die gute Zusammenarbeit zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer haben, die vorhanden sein sollte und die vorhanden sein muß, wenn die Produktion steigen, damit also auch eine weitere Erhöhung des Lebensstandards ermöglicht werden soll."

Das Gefühl der Verbundenheit wird zweifellos eine starke Stütze erfahren, wenn es ähnlich wie in England zur Gewohnheit wird, die Arbeitersöhne mit den Söhnen der Unternehmer und Werksleiter zu gemeinsamen sportlichen Veranstaltungen, ja zum mehrwöchentlichen Zusammenleben in den Ferien zusammenzubringen. Der Arbeiter hat ein besonders feines Empfinden dafür, ob wir bereit sind, ihm auch die gesellschaftliche Gleichberechtigung zuzuerkennen. Ich freue mich daher in hohem Maße, daß das, was in England unternommen wird, schon seit einigen Jahren bei uns in Uebung ist. Bei Herrn Arnhold beispielsweise kommen die Söhne unserer Generaldirektoren mit den Arbeitersöhnen in engste Fühlung. Sie arbeiten, essen und schlafen mit den übrigen Lehrlingen zusammen, sportliche Fahrten — ich erinnere an das neue Segelschiff „Glückauf" — werden gemeinsam unternommen. Ich habe durchaus die Ueberzeugung, daß die so heranwachsende Generation dem Klassenhaß nicht mehr zugänglich sein wird, daß die kameradschaftliche Verbundenheit in der Jugend sich später zu einer Betriebsverbundenheit im Werk entwickelt.

In der Pflege dieser Verbundenheit erwächst indirekt den Gewerkschaften und Arbeitgeberverbänden, direkt den Betriebsräten ein dankbares Betätigungsfeld. Nur so kann die Brücke zwischen Leben und Arbeit in der Form von „Arbeitsfreude" wirkungsvoll

geschlagen werden, können sich die Kraftlinien des Lebens und der Arbeit inniger miteinander vermengen, als es heute der Fall ist. An der Erhaltung der industriellen Produktionskraft darf natürlich nicht gerüttelt werden. Sombart hat einmal treffend gesagt: „Sittlich sein wollen auf Kosten des ökonomischen Fortschritts, ist der Anfang vom Ende der gesamten Kulturentwicklung". Das Arbeitsethos kann aber auch ohne Gefährdung des ökonomischen Fortschritts gestärkt werden, wenn in der Zielrichtung gearbeitet wird, die ich soeben andeutete. Mit der Herbeiführung der lebendigen Verbundenheit zwischen Arbeiter, Werk und Wirtschaft wird das gerade hier im Ruhrgebiet so bedeutungsvolle Wort von Alfred Krupp erneut zum Nutzen von Heimat, Volk und Vaterland seine Richtigkeit erweisen:

> „Der Zweck der Arbeit soll das Gemeinwohl sein; dann bringt Arbeit Segen, dann ist Arbeit Gebet."

Diesem Kruppschen Lebensgrundsatz möchte ich aber noch unter den Nachwirkungen der erhebenden Feiern zu Ehren unseres Reichspräsidenten einen Satz anfügen, der mir ebenfalls geeignet erscheint, bei richtiger Erfassung Klassengegensätze mildern zu helfen: In seinen Erinnerungen „Aus meinem Leben" schreibt Hindenburg wörtlich:

> „Das einfache, um nicht zu sagen, harte Leben eines preußischen Landedelmannes oder Offiziers in bescheidenen Verhältnissen, das in Arbeit und Pflichterfüllung seinen wesentlichen Inhalt fand, gab naturgemäß unserem ganzen Geschlecht sein Gepräge."

Und wenn wir uns alle, Unternehmer und Arbeiter, in dem einfachen Bekenntnis finden, mit dem Hindenburg vor der Schlacht bei Tannenberg seinen Tagesbefehl schloß:

> „Wir wollen zueinander Vertrauen fassen und gemeinsam unsere Pflicht tun",

so ist mir um die Entwicklung unseres deutschen Volkes und unseres Vaterlandes nicht bange.

Gewerkschaftssekretär Karl Dudey-Duisburg:

Wenn zu dem heutigen Kongreßthema je ein Vertreter von Arbeitgebern und Arbeitnehmern gebeten wurden, als erste das Wort zu ergreifen, dann hat das sicher den besonderen Sinn, daß gerade sie, die in erster Linie mit der Arbeit in lebendiger Fühlung stehen, aus ihrem Blickfelde heraus eine Darstellung des Verhältnisses von

Leben und Arbeit zueinander geben und ihre persönliche Stellung dazu bekennen sollen. Dabei werden Sie von mir, dem einfach denkenden Mann aus dem Arbeiterstande, nicht eine wissenschaftlich exakt begründete Abhandlung erwarten, sondern ein freimütiges persönliches Bekenntnis der im praktischen Arbeitsleben gewonnenen freien Erkenntnis.

In der Arbeiterschaft findet man heute zwar nicht allgemein, aber doch weithin die Anschauung verbreitet: man müsse arbeiten, um zu leben. Dabei denkt man an die Arbeit als an einen unangenehmen, drückenden, wenn auch unvermeidlichen Zwang, dem man sich nicht entziehen könne, wenn man sein Leben fristen, wenn man überhaupt seine Existenz aufrechterhalten und nicht verhungern wolle. Nicht selten denkt man auch in dem Sinne, daß man zweckmäßigerweise arbeiten, vielleicht gar verstärkt arbeiten müsse, um leben zu können, wobei es vorkommt, daß man unter „leben" genießen versteht. Unter denjenigen, die die Arbeit als drückenden Zwang empfinden, ist die Erkenntnis der Notwendigkeit der Arbeit sicher durchweg vorhanden, aber ihr Leben verläuft vielfach dergestalt, daß daraus häufig die Anschauung erwächst: man lebt nur, um zu arbeiten. Das zeigt sich aber weniger in einer entsagungsvollen Ergebenheit in das Schicksal, sondern man betrachtet das vielmehr als einen beklagenswerten Zustand, den abzuändern nicht in der Macht der Betroffenen liegt.

Demgegenüber steht allerdings die Anschauung, daß der Zustand des Unterdrückt- und Erniedrigtseins bekämpft werden müsse. Hierbei begegnen sich die beiden großen Lager der Arbeiterbewegung in Deutschland, obgleich sie sich in Ziel und Weg unterscheiden. Die einen haben die Parole des Klassenkampfes, des Kampfes der Unterdrückten gegen die Unterdrücker, der Ausgebeuteten gegen die Ausbeuter, der Besitzlosen gegen die Besitzenden, bis zu deren Beseitigung. Die anderen kämpfen um die gleichberechtigte Eingliederung des Arbeiterstandes in Staat, Gesellschaft und Wirtschaft. Die einen leben in materialistischer Auffassung des Seins, die anderen bekennen sich zur christlichen Weltanschauung. Die Ursache ihres Kampfes ist bei beiden Richtungen die gleiche: der vorhandene Zustand des Arbeitslebens, die Lage des Arbeitsverhältnisses, der Abstand und Kontrast zwischen Leben und Arbeit. Aber die Unterschiedlichkeit der Kampfstellung ergibt sich sogleich aus der verschiedenartigen Auffassung des Lebens und der Arbeit. Gegenüber den einen, die in der Arbeit einen Zwang sehen, die ihre Arbeitskraft als Ware so teuer als möglich zu verkaufen trachten und für die Leben nur Existenz und Genuß bedeutet, stehen die anderen, welche

die Arbeit nicht als eine Ware ansehen, die man kauft und verkauft, sondern als pflichtmäßigen Dienst am Volksganzen und die im Leben ein höheres Ziel erblicken, als das des Lebensgenusses, die den göttlichen Ursprung des Daseins aller Dinge anerkennen und deren höchstes Ziel des Lebens das Reich Gottes ist, die verstehen, warum es zugleich heißt: Bete und arbeite!

Wenn aber Moses das Leben als köstlich bezeichnet, das voll Mühe und Arbeit gewesen ist, und Paulus erklärt: „Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen" — wie erscheinen uns dann diejenigen Menschen, die nicht arbeiten, die etwa nicht arbeiten, weil sie zu essen haben, die ohne Arbeit leben und genießen können, oder die etwa nicht arbeiten, weil keine Arbeitsgelegenheit für sie vorhanden ist, die sicher gern arbeiten möchten, aber keine Arbeit finden. Die einen mißachten göttliches Gebot, die anderen klagen über die Mißachtung ewiger Menschheitsrechte. Das Christentum predigt die Pflicht zur Arbeit und die Reichsverfassung anerkennt das Recht auf Arbeit. Wenn nun gewollter Müßiggang aller Laster Anfang ist, dann birgt die erzwungene Arbeitslosigkeit sicher die gleichen Gefahren in sich. Ohne Arbeit ist der Mensch ein Schädling für die Gesamtheit, indem er andere für sich arbeiten läßt und so ihre Arbeitskraft ausbeutet. Nicht die Zulassung des freiwilligen Müßigganges und die Schaffung erzwungener Arbeitslosigkeit, sondern ihre Beseitigung sollte das Ziel im Zeitalter der Rationalisierung, d. h. wohl der Vernünftigung der Wirtschaft, sein!

Für den Christenmenschen ist Arbeit nicht nur sittliche Pflicht, sondern höchster Beruf, von Gott gegebene Aufgabe. Der Schöpfer hat uns in die Welt gestellt, damit wir sie durch unserer Hände Arbeit vollkommner machen und die Arbeit als natürliche Grundlage für unsere eigene sittliche und geistige Vervollkommnung gebrauchen. Und der Zweck der Arbeit soll nicht das Eigenwohl, sondern das Gemeinwohl sein, dann bringt Arbeit Segen, dann ist Arbeit Gebet. So ist Arbeit auch mittelbarer Gottesdienst, wenn man mit ihr im Willen Gottes den Mitmenschen dient. Jedermann sollte lernen bei aller seiner Tätigkeit immer daran zu denken: Wie diene ich dem Ganzen, und nicht in erster Linie: Was verdiene ich dabei.

Wird aber nicht durch die moderne, auf Zweckhaftigkeit und Zweckmäßigkeit gerichtete Arbeitsgestaltung trotz beabsichtigter oder vermeintlicher Vernünftigung der Wirtschaft das Bewußtsein des Berufs arg gestört oder gar zerstört? Jawohl! Namentlich dann, wenn die Wirtschaft Selbstzweck wird, wenn sie nur von mammonistischem und materialistischem Sinn beherrscht ist, wenn sie sich gegen

sittliche Forderungen sozialer Gerechtigkeit sträubt und alles nur am Zweck der kapitalistischen Wirtschaft und nicht am Zweck des Lebens mißt, wenn sie nicht beachtet, daß der Mensch unendlich wichtiger ist als alle Sachwerte.

Wir haben die Entseelung der Arbeit bestreiten gehört mit dem Beispiel des „beseelten Gänsehirten" und des „entseelten Chauffeurs". Die beiden Komponenten sind doch aus etwas sehr weit auseinanderliegenden Ecken hervorgesucht, die solche Vergleichsmöglichkeiten nicht zulassen. Bleiben wir doch bei einem Beruf. Ich greife den Schlosser heraus und stelle denjenigen im kleingewerblichen Handwerksbetrieb gegenüber denjenigen im modernen Großbetrieb. Wer keine Vorstellung von der Arbeit eines Schlossers im Großbetrieb gegenüber derjenigen im Kleingewerbe hat, sehe sie sich einmal aus der Nähe an, dann wird er einen Begriff von der fortschreitenden Entseelung der Arbeit bekommen.

Wenn im modernen Betrieb der Arbeiter wirklich der König und Herr der Maschine wäre, wie hier behauptet wurde, dann müßte Tatsache sein, daß der Gang der Maschine, daß überhaupt der Maschinenbetrieb sich nach dem Arbeiter richtet. Ist es nicht vielmehr so, daß sich der Arbeiter nach der Maschine zu richten hat? So ist der Arbeiter nicht König und Herr, sondern tatsächlich Sklave der Maschine.

Läßt sich aber die Entseelung der Arbeit nicht aufhalten, dann messe man die notwendige Dauer der Arbeitszeit nicht allein an der augenblicklichen Ertragsfähigkeit der Wirtschaft, sondern man denke auch an die Erhaltung der Arbeitskraft für die Zukunft in der Weise, daß Kraft und Zeit zur Pflege des seelischen Lebens übrig bleiben.

Aber hängt das Schwinden des Berufsbewußtseins nicht auch mit der allgemeinen Entwertung der Arbeit zusammen, die mit der Geringschätzung und Mißachtung der körperlichen, der einfachen Muskelarbeit begonnen hat? Sicherlich sind auch daraus die Forderungen nach Mehrbewertung von körperlichen Arbeitsleistungen entstanden, bis sie in einer Umrechnung aller Arbeit in Mark und Pfennige endeten. Mußte nicht Jesus schon predigen: „Der Arbeiter ist seines Lohnes wert" und Luther verlangen, auch den armen Mann Luft und Raum gewinnen zu lassen zu leben? Der Glaube an den Adel der Arbeit, das Edle in der Arbeit, ist nicht zuerst bei den Arbeitenden verloren gegangen, sondern die Nichtarbeitenden haben vorher diesen Glauben erschüttert und zerstört.

Nun ist die Schicksalsfrage, Arbeit und Leben wieder zusammenzubringen, die Arbeit wieder zum Beruf zu machen. Sehen wir in

jeder Arbeit einmal wieder Lebensarbeit, von Gott gefüllte Erfüllung des irdischen Daseins und geben wir der Arbeit wieder Heimatrecht und auch äußere Anerkennung. Geben wir der Arbeit wieder die ihr gebührende Ehre! Das deutsche Volk lebt in seinen Dichtern wie kaum ein anderes. Und doch sind zu stark in Nichtbeachtung und Vergessenheit die Worte Freiligraths geraten:

„Wer den wucht'gen Hammer schwingt,
Wer im Felde mäht die Aehren,
Wer ins Mark der Erde dringt,
Weib und Kinder zu ernähren,
Wer stroman den Nachen zieht,
Wer bei Woll und Werg und Flachse
Hinterm Webstuhle sich müht,
Daß sein blonder Junge wachse:
Jedem Ehre, jedem Preis!
Ehre jeder Hand voll Schwielen!
Ehre jedem Tropfen Schweiß,
Der in Hütten fällt und Mühlen!
Ehre jeder nassen Stirn
Hinterm Pfluge! — Doch auch dessen,
Der mit Schädel und mit Hirn
Sorgend pflügt, sei nicht vergessen."

Geben wir der Arbeit wieder Ehre und auch Heimatrecht, d. h. Besitzrecht in der Wirtschaft! Die Forderung der Besitzbeteiligung der Arbeitnehmerschaft ist nicht abzutun dadurch, daß man sich hinter weniger weitblickenden Arbeitern versteckt, die das angeblich selbst nicht wollen. Wer wünscht, daß Deutschlands arbeitende Jugend — die heranwachsende Generation — zukünftig auch von Heimat und Vaterland singen möge, der sorge, daß ein wirkliches Heim und ein Stückchen vom Land der Väter, auch ein Anteil des Werkes, dem ihre Kraft sich opfert, mit ihrem Leben verbunden wird.

Da kann Beruf geschaffen werden, wo man bodenständige Menschen schafft, sie in ihrer Menschenwürde achtet und anerkennt und als gleichberechtigte Glieder auch in der Wirtschaft mitwirken läßt. Darum die Forderung der Anerkennung und Eingliederung des Arbeiterstandes.

Nicht nur Klassenkampf, sondern auch Herrenstandpunkt und Knechtseligkeit müssen verschwinden. Christen sollen nicht der Menschen Knechte werden. Christliche Gesinnung bedeutet

für den Arbeiter nicht feiges Zurückweichen oder träges Sichfügen in unwürdige Verhältnisse. Christus gibt denen ein gutes Gewissen, die für sich und ihre Arbeitsbrüder um Arbeitsverhältnisse kämpfen, die ihnen die Freiheit zu einem menschenwürdigen sittlichen Dasein, zu einem ordnungsmäßigen christlichen Familienleben geben.

„Im Schweiße deines Angesichtes sollst du dein Brot essen!" war ein Fluch, der aber doch, das lehrt die Geschichte, zum Segen für die Menschheit geworden ist. Lassen wir den Segen der Arbeit nicht verkümmern, helfen wir mit, ihn zu stärken.

Wenn uns gestern morgen dazu das Licht der Erkenntnis gezeigt wurde, und gestern abend die Wärme der Begeisterung uns anpackte, dann möge heute das Feuer der Liebe uns entflammen für die Mithilfe zur Erstrebung sozialer Gerechtigkeit in Leben und Arbeit!

Frau Oberin D. v. Tiling-Elberfeld:

Sie werden nicht von mir erwarten, daß ich die Frage „Arbeit und Leben" einzig von dem Standpunkte des Arbeitgebers und Arbeitnehmers ansehe, wie es meine beiden Vorredner natürlicherweise getan haben. Selbstverständlich haben wir auf einem Kirchlich-sozialen Kongreß von der Arbeit zu reden, von der die Worte Arbeitgeber und Arbeitnehmer sprechen. Aber auf einem Kirchlich-sozialen Kongreß darf man doch auch von der sozialen Arbeit selbst reden. Auch bei ihr geht es heute um das Problem: Leben und Arbeit.

Ich möchte beginnen wie meine beiden Vorredner; zwar stehe ich nicht inmitten der Arbeiterkreise und doch weiß ich, wie oft hier das Wort ausgesprochen wird: „Man will doch auch leben" — und damit meint man nicht die Arbeit, sondern bei Vergnügen, im Kleingarten, bei Spaziergang, Theater, Tanz, Sport und Kino will man leben. Für zahlreiche unserer Brüder und Schwestern im deutschen Vaterlande beginnt das Leben erst, wenn sie sich diesen Dingen hingeben. Die Arbeit ist nicht Leben. Aber das ist doch offenbar ein ganz unhaltbarer Zustand: Die Arbeit ist losgelöst von dem eigentlichen Leben der Menschen, sie steht unverbunden mit ihrem Leben da. Die Arbeit „soll Zeit lassen zum Leben". Man empfindet die „Arbeit" als einen Fluch, dem man durch „Leben" entgehen will. Und die Rationalisierung und Systematisierung der Arbeitskräfte läßt jeden einzelnen Menschen sich immer mehr vorkommen wie eine Maschine, die ausgenutzt wird, soweit es nur geht. Man hat ja in die Maschine „Mensch" Kapital hineingesteckt. Von hier aus versteht man die Dringlichkeit der Forderung des Achtstundentages, man will

nicht hemmungslos dem Maschinensein preisgegeben sein. Im Grunde aber weiß man, daß dies alles nicht so sein sollte, man weiß, daß das Leben, das so losgelöst von der Arbeit gelebt wird, in Wirklichkeit kein Leben ist. Aber mir scheint, daß dies „Nichtmenschliche" in der Arbeit, dies Gebrauchtwerden wie eine Maschine, ganz genau ebenso bleibt, auch wenn höhere Löhne gezahlt werden, weil der gute Stand des Lebens des Arbeiters im Interesse des Unternehmers liegt, seine Kaufkraft wichtig für den Betrieb wird. Wird etwa die Arbeit des Arbeiters dadurch menschlicher — ich wende mich gegen den ersten Redner —, weil man begreift, daß die Erhöhung seiner Kaufkraft für den Betrieb bedeutsam ist? Der gute Landwirt füttert auch seine Pferde gut und gibt ihnen einen guten Stall, weil das für ihn vorteilhaft ist. Das Menschlichwerden der Arbeit des Arbeiters müßte von einer ganz anderen Seite kommen, scheint mir.

Auf der anderen Seite — und nun spreche ich von uns anderen, die wir doch auch alle arbeiten und auch alle leben wollen — auf der anderen Seite stehen die Menschen, die ihr Leben hineinlegen in die Arbeit. Die Menschen, die aus ihrer innersten Lebensrichtung heraus arbeiten, die ihr ganzes Leben und ihre Arbeit einsetzen um zu helfen, damit jene anderen leben können, und die nun von der Arbeit rastlos gejagt werden, weil sie sich an dem Nichtlebenkönnen der anderen in ihrer Arbeit schuldig fühlen. Sie alle, die Sie hier auf dem Kongreß vereinigt sind, wissen, welch eine erschreckende Menge von Menschen, nicht nur solche in praktischer sozialer Arbeit, nein, auch wie viele Geistliche z. B. in solch ein rastloses Gehetztwerden von der Arbeit um der anderen willen hineingegangen sind. Und in dieser Rastlosigkeit und Gehetztheit (man nennt das: soziale Arbeit und soziale Aufgaben erfüllen) wird auch ihnen ihre Arbeit in ihrem drohenden und richtenden Charakter ein Fluch! Und auch aus ihrem Munde hört man das Wort: „Das ist gar kein Leben mehr, das ich führe, sondern es ist nur atemlose Arbeitshetze. Es ist eine Arbeit, bei der kein Ende abzusehen ist. Je mehr wir tun, desto mehr tut sich das unübersehbare Feld der sozialen Not mit ihren immer neuen, immer wachsenden Aufgaben vor uns auf." Auch hier löst sich die Arbeit von uns selbst, von unserem Leben los und schaut uns an als unser Peiniger. Auch hier zerbricht das eigene Leben an der Rastlosigkeit der Arbeit. Wie viele, viele Menschen zerbrechen heute so an ihrer Arbeit, die sie scheinbar für andere tun aus der Tiefe ihres Lebens. Ich denke an Lehrer, Erzieher, an sozial arbeitende Menschen.

So ist für die einen ihre Arbeit nicht Leben, sondern Fluch, und sie suchen sich vor diesem Fluch durch Abgrenzung der Arbeit zu

schützen. Ihre Arbeit steht da unvermittelt, ohne Verbindung mit ihnen selbst. Und die anderen, die ihre Arbeit scheinbar aus der tiefsten Tiefe ihres Seins, aus ihrem Gewissen heraus tun, das ihnen fortwährend von sozialer Schuld redet — auch ihnen wird ihre Arbeit zum Fluch, auch ihnen tötet sie das Leben, denn sie werden hineingehetzt in ihre Arbeit weit über die Kraft des Menschen nach Leib, Seele und Geist. Irgend etwas muß hier falsch sein. Denn das wissen wir alle, das läßt die einen und die anderen nicht los, so sollte es nicht sein, unsere Arbeit sollte in enger Verbindung mit unserem eigensten Leben stehen.

So entsteht die Frage: Liegt es an der Arbeit oder am Leben, daß sie sich so weit auseinander begeben haben, daß Leben und Arbeit so auseinandergefallen sind? Daß die Zerspaltenheit unseres Daseins auch unser Leben und unsere Arbeit zerspalten hat, daß wir so spürbar merken, daß die Arbeit ein Fluch sein kann, ja, daß sie ein Fluch ist. Warum kann die Arbeit nicht zur Einheit mit unserem Leben kommen, warum kann unser Leben sich nicht mit unserer Arbeit einen? Muß man die Arbeitsweisen, die Arbeitsgesetze, die Wirtschaftsformen ändern, damit die Arbeit sich wieder einordne und Leben werde? Muß man vielleicht auch die soziale und alle andere Arbeit für andere Menschen in einem Achtstundentag gesetzlich regeln, damit man an ihr nicht zugrunde gehe? Oder ist es so, daß man zu leben verstehen muß, damit die Arbeit ihren toten, von uns selbst gelösten Sinn verliert? Muß die Arbeit so sein, daß sie in unser Leben aufgenommen werden kann, oder muß unser Leben so sein, daß es die Arbeit aufnehmen kann?

Alle Versuche, von der Arbeit her das Auseinanderklaffen von Arbeit und Leben anzupacken, scheinen mir aussichtslos, ich sehe wenigstens auf diesem Wege keine Möglichkeit der Aenderung. Hat nicht z. B. der Bolschewismus die Wirtschaftsformen zerschlagen, um sie sofort wieder ebenso aufzubauen? Wissen wir nicht alle, daß das tief innerlich uns Jagende und Hetzende auch durch einen Achtstundentag für soziale Arbeit nicht aufhören würde. Aber vielleicht ist der umgekehrte Weg hier der richtigere: die ganze Frage vom Leben her zu untersuchen! Da stoßen wir sofort auf die Frage: Was verstehen wir unter dem „Leben", das in der Themenfrage der Arbeit gegenübergestellt wurde? Und es entsteht sofort die andere Frage: Kann die „Arbeit" sich mit jeder Art „Leben" der Menschen so verbinden, daß ihre Losgelöstheit von selbst aufhört? Kann das Leben, das der Mensch lebt, dem seine Arbeit so oder so zum Fluche, zu einem Arbeitenmüssen, einem Zwang geworden ist, sich denn überhaupt mit der Arbeit einen? Wie kommt es, daß das Christen-

tum der Welt eine andere Stellung zur Arbeit brachte? Wie kommt es, daß in ihm sogar Sklavenarbeit eine Arbeit wird, die sich dem Leben eint? War die damalige Sklavenarbeit nicht schlimmere Arbeit als alle heutige Arbeit in den Fabriken? Und wie kommt es, daß nur das Christentum so die Arbeit in die Sphäre des Lebens zu stellen weiß und so ihren Fluch aufhebt?

Aber freilich, das Leben, mit dem wir heute die Arbeit zu einen suchen, ist nicht das Leben, von dem das Neue Testament redet? Haben wir vielleicht deshalb keine Möglichkeit, die Arbeit in unser Leben aufzunehmen, weil unser Leben kein wirkliches Leben, sondern ein „Scheinleben" ist, das in Wahrheit nicht „Leben" genannt zu werden verdient, sondern das die Apostel als Totsein bezeichnen würden? Welches ist der Charakter dieses Lebens? Ist es nicht der, daß wir in der Gelöstheit von Gott auch in eine unaufhebbare innere Gelöstheit vom Mitmenschen hineingeraten sind; daß ein jeder Mensch heute aus seiner eigenen Gesetzlichkeit heraus leben, sich nur aus sich selbst bestimmen will. Es ist ja nur ein populärer Ausdruck dafür, daß man „sich ausleben" will. Nennt man nicht Leben, wo man „sich" lebt. (Jesus sagt: Wer sein Leben leben will, der wird es verlieren.) Wir preisen es einander ja an als das Höchste, daß jeder Mensch sich selbst aus eigener Freiheit bestimmen und dem leben soll, was er kraft eigener schöpferischer Autonomie für die Wahrheit erkennt. Dazu erziehen wir unsere Kinder, das ist das Evangelium unserer Tage. Wir erdreisten uns, das „evangelische Freiheit" zu nennen! Der in sich selbst stehende, der aus sich allein sich bestimmende Mensch aber ist der von anderen Menschen gelöste, einsame Mensch. Wo aber der Mensch sich vom andern Menschen in der Tiefe löst, da verliert seine Arbeit Sinn und Zweck, da muß sie sich von seinem Leben lösen, da wendet sie sich gegen den Menschen selbst und gegen das Scheinleben, das er führt. Die Arbeit ist dann mithineingezogen in die Isoliertheit und Zerspaltenheit unseres Daseins, des sogenannten Lebens, das wir führen, und das vom Christentum her Tod genannt wird.

Aber warum kann die Arbeit sich in das Leben der aus sich selbst lebenden Menschen nicht einfügen? Weil die Arbeit, d. h. doch das Tun des Menschen, nur da Sinn und Zweck bekommt, nur da den Charakter des Fluches verliert, wo der Mensch sein Auf-sich-stehen und seine Selbstherrlichkeit aufgibt und ein Leben der inneren Gebundenheit an den Mitmenschen führt, d. h. da, wo er im Glauben an Gott und dem anderen Menschen seinen Bruder, seinen Nächsten gefunden hat. Arbeit will getan sein als Dienst am andern für den andern. Sie will getan sein aus dem Wissen um die verantwortliche

Gebundenheit der Menschen aneinander. So meint es Luther, wenn er uns lehrt, in unserer Arbeit unseren Beruf, unsern Dienst in verantwortlicher Bindung der Menschen aneinander zu finden. Eben genau die Arbeit, die uns aufgegeben ist in diesem irdischen Leben, zu tun als das, wozu Gott mich ruft in der Verbundenheit der Menschen untereinander. Jeder bleibe in dem Beruf, darinnen er berufen ist, sagt Paulus, und meint damit die Sklaven! (Und es gab doch damals auch Fabrikarbeiter!) Das Dienstmädchen soll in seinem Kehren des Zimmers seinen Beruf erkennen. Aber umgekehrt steht so auch der Arbeitgeber in verantwortlicher Bindung seinem Nächsten, seinen Arbeitern gegenüber. In solcher Gebundenheit im Glauben an den andern Menschen ist es nicht möglich, daß der andere für mich nur eine Maschine ist, deren Arbeitskraft aufs äußerste ausgenutzt werden muß. Der Arbeitgeber kann dann dem Arbeiter nicht deshalb bessere Lebensbedingungen schaffen, weil das nutzbringend für die Wirtschaft ist, sondern dann weiß er: hier steht mein Nächster vor mir, an dem ich verantwortlich gebunden bin. In der Gebundenheit an Gott und in ihr allein muß der eine vom andern, hört der eine den andern, kann der eine für den andern nicht mehr Mittel des eigenen besseren Ergehens sein. Die Arbeit hört dann auch auf unmenschlich zu sein; sie wird Arbeit, die der Mensch als Mensch, d. h. in der Gebundenheit an den andern, nicht mehr in Freiheit tut, d. h. nicht mehr in der Freiheit, die nur auf sich stehen will, die ein Leben in der Nutzgebundenheit an dem anderen Leben will. So meint es Luther, und so meint es das Neue Testament.

Aber nun die andere Seite! Die soziale Arbeit, die uns heute auch unser Leben zu nehmen droht. Warum löst sich denn auch hier die Arbeit von unserem Leben und wird zu unserem Peiniger? Tun wir denn nicht hier all die Arbeit um der anderen willen? Ich möchte die Gegenfrage stellen: Hat sich die soziale Arbeit nicht weithin vom Bruder, vom Nächsten ganz abgelöst? Hat Stöcker oder Bodelschwingh sie denn so getan, wie wir sie heute tun? Ist denn das, was uns so treibt und hetzt, nicht etwas ganz anderes, als was jene drängte? Sie waren doch keine gehetzten und gejagten Menschen, wie wir es sind! Mir scheint, daß das Motiv unmerklich bei uns verschoben wurde. Mir scheint, uneingestanden glauben wir heute alle an die Ideale Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit. Wir hängen ihnen nur ein christliches Mäntelchen um. Wir gehen, so scheint mir, im Grunde alle davon aus, daß alle Menschen gleich sind, gleichen Besitz und gleichen Bildungsstand haben sollten. Deshalb fühlt sich jeder halbwegs anständig, d. h. jeder sozialdenkende Mensch, der etwas mehr sogenannte Bildung hat, etwas mehr Besitz

hat als der andere, im Grunde nicht dazu berechtigt und nicht ganz wohl dabei in seiner Haut. Wie oft hören wir es heute aussprechen von Menschen, die etwas mehr Geld und Kleider haben, daß der Gedanke, daß andere nicht dasselbe haben, sie nicht zur Ruhe kommen läßt. Ueberall in unserem Volke fühlt man so. Jeder trägt diesen Punkt in sich, wo er sich schuldig weiß: ich besitze etwas und dürfte doch eigentlich nicht mehr haben als die anderen. Können wir Besitz denn wirklich noch vor uns rechtfertigen? Spricht dies nicht mit bei unserem Eifer in der sozialen Arbeit, daß wir uns in unserm Stand und Besitz unsicher, ein wenig schuldig fühlen? Will nicht jeder mit seinem Sozialsein, seinem sozialen Tun, sein Gewissen so oder so beruhigen? Muß nicht darum jeder halbwegs anständige Mensch — garnicht allein jeder Christ — heute sozial sein, sozial denken? Sind nicht auch wir evangelischen Christen heute samt und sonders immerfort in der Versuchung, durch sozialsein unsere Gerechtigkeit vor Gott zu schaffen, uns unsere Gerechtigkeit an unserem Sozialsein zu messen? Wo aber bei unserer Arbeit so etwas mitspricht, da stehen wir ja auch in der Gelöstheit vom Bruder, da finden wir den Weg zu unserem Bruder nicht, da löst sich die Arbeit, die nur scheinbar um des anderen willen getan wird, von uns selbst.

Aber dazu kommt ein anderes: uns hetzt in die soziale Arbeit auch der Gedanke, daß wir meinen, alles Elend und alle Not in der Welt durch unsere soziale Arbeit aufheben zu müssen und zu können. Wir haben doch in unserer Frauenarbeit so gedacht: „Hätten wir nur so und soviele Heime, dann braucht kein Fabrikmädchen mehr Not zu leiden." Oder: „Wir müssen soviele Krippen einrichten, daß kein kleines Kind mehr verwahrlost wird." Das heißt: durch soziale Arbeit das Reich Gottes auf Erden schaffen wollen. Wie sehr auch wir in solchen Gedanken befangen sind, dafür hat uns doch wohl die Konferenz in Stockholm die Augen geöffnet. Da sahen wir doch, was es heißt, durch soziale Arbeit das Reich Gottes auf Erden schaffen wollen. Solche, vielleicht oft uneingestandene, Gedanken aber sind der Grund für unsere Arbeitshetze. Denn je gründlicher man sozial arbeiten will, je ernstlicher man jeder Not auf Erden abhelfen will, in desto unabsehbare Ferne rückt das Ziel. So entsteht die Unrast, der Betrieb der sozialen Arbeit, das jagende Gefühl, noch nicht getan zu haben, was man zu tun verpflichtet wäre. So wird die scheinbar für den andern geleistete Arbeit unser Peiniger, der uns nicht zum „Leben" kommen läßt!

Wo ist hier Hilfe? Finden wir sie nicht auch hier allein in dem Glauben, der uns den Mitbruder wirklich zum Bruder macht, an den wir verantwortlich gebunden sind, und der uns trotzdem davon

erlöst, durch Arbeit für ihn unsere Gerechtigkeit schaffen zu wollen, oder das Reich Gottes herbeiführen zu wollen. Wir haben die Hilfe allein durch den Glauben, in dem mein Verhältnis zu Gott und zum Bruder, zum Nächsten, der mir begegnet, in eins zusammengebunden ist in der Liebe. Hierdurch allein sind auch wir davon befreit, „unmenschlich" zu arbeiten. Dann erkennen wir im Glauben die Unendlichkeit der Aufgabe der Liebe, anerkennen dies, daß die Liebe zum Bruder nie zu Ende geführt werden kann, daß es im Unglauben geschieht, wenn wir das meinen. Wir wissen im Glauben, daß wir immer Schuldner an der Liebe bleiben müssen. „Seid niemand nichts schuldig, denn daß ihr euch untereinander liebet."

Arbeit kann getan werden in der Isoliertheit der Menschen, oder aus der Gebundenheit der Menschen aneinander. In dem einen Fall ist sie sinnlos, hört sie auf, Arbeit im christlichen Sinne zu sein, geschieht sie lediglich um meinetwillen, im andern Fall bekommt sie Sinn, ordnet sie sich ein in unser Leben. So hängen Leben und Arbeit auf das engste miteinander zusammen. So wie der Mensch sein Leben lebt, ist seine Arbeit. Die Arbeit des Menschen bekommt einen Sinn, der wirklich lebt. Die Arbeit, das Tun des Menschen verliert seinen Sinn, der kein wirkliches Leben lebt. Wenn wir alle ein wirkliches Leben lebten, so wäre auch die große Liebe bei den Menschen, bei Arbeitgebern und Arbeitnehmern da, und soziale Arbeit wäre nicht mehr nötig. So aber ist es nicht unter uns. Darum müssen die, die da glauben, immerfort daran erinnern, daß der andere Mensch auch im Verhältnis von Arbeitgeber und Arbeitnehmer mein Bruder ist, daß aus solcher verantwortlichen Bindung an den andern, aus der Anerkennung des Arbeiters als unsern Nächsten, allein Wege gefunden werden könnten, ihm zu helfen, daß auch seine Arbeit sich wieder einordnet in sein Leben, freilich nicht ohne daß auch er sie einfügt in ein Leben der Gebundenheit an Gott im Glauben. (Beifall.)

Fräulein Agnes Möhrke-Berlin-Wilmersdorf
(Verband weibl. Handels- und Büroangestellten):

Wegen der Kürze der Zeit möchte ich mich nur mit einer Frage auseinandersetzen, die von dem ersten Herrn Redner angeschnitten worden ist. Es wurde gesagt, daß die sozialen Einrichtungen, wie Schlichtungsbehörden, soziale Versicherungen usw., das Selbstverantwortlichkeitsgefühl der Arbeiterschaft beeinträchtigen. Dieser uns oft entgegengehaltene Standpunkt verdient es, daß man sich sehr eingehend mit ihm auseinandersetzt. Ich gehöre der christlich-nationalen Gewerkschaftsrichtung an. Wir wissen, daß jeder Arbeitnehmer bis zu einem gewissen Grade selbst verantwortlich ist für sich und seine

Familie, die er zu versorgen hat. Aber gerade, weil ihm diese Selbstverantwortung nicht abgenommen werden kann, erwächst ihm die Verpflichtung, dafür zu sorgen, daß diese Selbstverantwortung in Bahnen kommt oder so ausgeübt wird, daß sie die höchste Fürsorge für sich und für die anderen erreicht. Es ist eine Pflicht des Arbeitnehmers, das Verantwortlichkeitsgefühl, das er in sich trägt, der jetzigen Zeit anzupassen. Wir leben heute in einem Zeitalter des Kollektivismus, alles, auch die Industrie schließt sich zusammen, um so am besten die eigenen Interessen zu vertreten. Auch die Arbeitnehmer, die selbstverantwortlich für sich sind, müssen sich zusammenschließen, um ihren einheitlichen Willen dem andern Willen entgegenzusetzen. So kann man sagen, daß heute die Verantwortlichkeit des einzelnen Arbeitnehmers sich umgewandelt hat zu einer Kollektivverantwortlichkeit der ganzen Arbeiterschaft. Und wenn heute die Gewerkschaften, die von der Bedeutung ihrer Verantwortung für die Arbeitnehmer und das ganze Volk durchdrungen sind, wünschen, daß die Arbeitsbedingungen nicht mehr durch den Einzelvertrag, sondern durch Kollektivverträge vereinbart werden, so haben sie sich lediglich dem Zeitwillen angepaßt. Es ist ein Unding, wenn man vom einzelnen Arbeitnehmer, der bei den heutigen Verhältnissen seinen Arbeitgeber gar nicht kennt, verlangt, daß er einen Einzelarbeitsvertrag abschließen soll. Es ist heute geboten, die Arbeitsverhältnisse durch Kollektivverträge zu regeln.

Wie ich schon betonte, sind die Arbeitnehmer und Gewerkschaften von dem Gefühl der Verantwortung durchdrungen, und dies Gefühl findet Ausdruck in der Forderung, an der Leitung der Wirtschaft mitbeteiligt zu sein durch Vertretung in den Handelskammern, Handwerkskammern usw. Diese Forderung sollte man nicht als Ausdruck eines Machtwillens bewerten, sondern als Ausdruck des Verantwortungsgefühls. Aus sittlichem Gefühl will der Arbeitnehmer mitarbeiten, damit unsere Wirtschaft eine Form erhält, die beiden Teilen gerecht wird. Wenn wir weiter fordern, daß bei dem Berufsausbildungsgesetz Einrichtungen geschaffen werden, wo Arbeitnehmer und Arbeitgeber die Ausbildung der Jugend und Lehrlinge überwachen, so ist das auch nur der Ausdruck des verantwortlichen Willens der Arbeitnehmerschaft, damit auch der Nachwuchs in die rechte Bahn kommt.

Ich bitte dringend darum, daß gerade die Arbeitgeberschaft diesen Willen zur Verantwortung, der in unserer Arbeiterschaft steckt, anerkennt, und bitte weiter, daß auch das praktische Christentum sich hierfür einsetzt und zum Ausdruck bringt, daß wir alle Diener sind Gottes und Diener des Volkes. (Beifall.)

Dr. Wendland-Spandau, Johannesstift:

Meine Damen und Herren! Es gibt drei entscheidende Ansatzpunkte für eine Neugestaltung des Verhältnisses von Leben und Arbeit. Der erste Punkt ist die Wirtschaftsverfassung. Gegen eine durch staatliche Autorität geordnete Wirtschaftsverfassung ist hier mehrfach in temperamentvoller Weise protestiert worden, in einer Weise, die der Autorität des Staatsgedankens gefährlich werden könnte. Wir jungen Menschen vor allem können nicht mehr daran glauben, daß das freie Spiel der Kräfte zu einer sich aus ihnen selbst ergebenden Selbstordnung und Selbstverwaltung führen wird. Uns scheint, daß diese Art von Selbstverwaltung nicht immer eine wirkliche Verwaltung, eine wirkliche Ordnung sein würde. Es war eine innere Notwendigkeit in der Geschichte unseres Volkes, daß sich ein von der Autorität des Staates sicher gestelltes Arbeitsrecht hat entwickeln müssen. Es ist als ein geschichtlich nicht nur notwendiger, sondern aus dem Wesen deutscher Rechtsbildung heraus zu begründender Fortschritt in unsere soziale Entwicklung hineingetreten.

Wir können den Staat von der sittlichen Pflicht, die Wirtschaftsverfassung zu ordnen, niemals entbinden. Der Staat als die Lebensordnung des Volkes steht schlechterdings über der Wirtschaft. Damit hängt ein anderer Punkt zusammen. Mir scheint, daß in den Aussprachen immer wieder die Absolutheit der Wirtschaft vorausgesetzt worden ist. Die Wirtschaft hat dem Ganzen des Lebens, der Kultur zu dienen, nicht aber sich zu ihrem Herrn aufzuwerfen. Es gibt schlechterdings keine absolute Wirtschaftsform. Die Kulturhöhe eines Volkes ist nicht von der Wirtschaft allein abhängig.

Der zweite Punkt ist die Gestaltung des Betriebes, wozu wahrscheinlich Herr Professor Rosenstock noch etwas zu sagen haben wird. Es ist den Romantikern der Arbeit Fehde angesagt worden. Aber mir scheint, es sind entscheidende geschichtliche Taten, kulturelle und wirtschaftliche Umwälzungen aus Experimenten entstanden. Wir müssen heute soziale Experimente wagen, wenn hinter ihnen nur wirkliche Verantwortlichkeit steht. Neue Formen müssen wirklich erprobt werden.

Der letzte Punkt ist die Herstellung einer vollkommen neuen Lebensbasis. Der Mensch kann in der Arbeit, die er zu tun hat, innerlich nicht bestehen, wenn er nicht etwas hinter sich hat. Unsere Lage ist aber die, daß der Mensch nichts mehr hinter sich hat. Es ist die Aufgabe der Kirche, wirkliches Gemeinschaftsleben zu schaffen; das ist ihre erste und letzte soziale Aufgabe. Nur wenn eine solche Lebensbasis hinter dem Arbeitenden steht, kann es wieder zu einer

Mitbeteiligung des Menschen an der Arbeit im Betriebe kommen. Da wollen wir allerdings nicht den Fehler machen, an die Trefflichkeit gewisser innerhalb der Kirche heute üblicher Gemeinschaftsformen zu glauben. Mir scheint, daß die Formen vieler unserer kirchlichen Vereinigungen nicht mehr der Ort sein können für eine echte Gemeinschaftsbewegung. Gerade wir Jüngeren haben immer wieder das peinliche Empfinden, daß gewisse Gemeinschaftsformen, in denen wir uns bewegen, uns immer wieder die Wirklichkeit des Arbeiters umgehen lassen. Wir brauchen eine Neugestaltung der kirchlichen Gemeinschaft, die die Menschen einander wieder Auge in Auge sehen läßt. Das ist die entscheidende soziale Aufgabe der Kirche: die Schaffung einer neuen mächtigen Lebensbasis, die den Menschen auch über die Rationalisierung und alle möglichen anderen Schicksale hinwegträgt. (Bravo!)

Herr Adolf Mutschirry
vom Evangelischen Arbeiterverein Dinslaken:

Liebe Christenschwestern! Liebe Christenbrüder!

Von dieser Stelle ist von bedeutenden Menschen zu Ihnen gesprochen worden, die im Leben etwas zu bedeuten und zu sagen haben. Gestatten Sie mir, daß ich als Arbeiter auch ein Wort aus meinem praktischen Leben zu Ihnen spreche. Ich will sofort ins Leben hineingreifen, in ein Leben, das vielleicht nur wenige von Ihnen kennen, das Leben des Arbeiters in unserem heutigen Maschinenalter. Wo finden wir das Christentums des Handelns, nicht das des Redens? Sind wir uns unserer Mission bewußt? Fassen wir dort an, wo es not tut? In unserem Arbeiterstand lebt der Wahn des Christen und auf der andern Seite der des Marxisten. Im Leben des Arbeiters spielt nicht die Hauptrolle die Frage, hat das Kapital recht oder haben wir recht, sondern der Kampf ist ein ganz anderer. Praktisches Christentum treiben, heißt Taten zeigen. Wir müssen bewußt an unserem Mitmenschen arbeiten. Immer wieder muß ich hören, daß man sagt, gesprochen wird viel, aber was wird getan? Was tut man, um uns mitzunehmen, man läßt uns immer wieder liegen. Das Christentum hat für uns keine Bedeutung mehr. Und wenn man dies hören muß, werden Sie mir glauben, daß wir es, die wir nicht nur mit Fragen des Essens, des Lohnes, sondern auch mit geistigen Fragen ringen müssen, in unserem Arbeiterstande oft recht schwer haben. Ich möchte sagen, daß von hundert Arbeitern oft keine zehn sind, die bewußte Christen sind. Ich habe erst neulich mit sechs Arbeitern über christliche Probleme gesprochen, und habe

fünf gegen mich gehabt. Mit schwerem Herzen bin ich weggegangen und habe nachgedacht, wie den Leuten zu helfen ist.

Leider lebt in den Köpfen der Arbeiter eine Illusion, das Wort: Bete und arbeite. Ich bin mir bewußt, daß ich nur durch ein inniges Gebet zu meinem Gott meine Arbeit als eine Aufgabe auffassen werde, aber wie viele gibt es, die das nicht tun und sagen: Arbeit ist Fluch. Bitte kommen Sie einmal mit in die Schächte, stellen Sie sich auf den Förderkorb, wenn es hinuntergeht in die Tiefe des Schachtes und Sie werden mit einem großen Herzen zurückkommen. Sie werden hören, sehen und fühlen, was der Arbeiter sagt und denkt.

Es handelt sich für uns darum, wie fangen wir es an, daß wir den Arbeiter gewinnen. Immer wieder wird man das Wort hören: Ach, wenn dieses verfluchte Leben einmal aufhört. Und wer selbst zu seinem Gott steht, wer innig mit ihm verbunden ist, dem tut das Herz weh, wenn er so etwas hören muß. (Bravo.)

Pfarrer Lic. Hartmann-Solingen:

Ich möchte in den mir zur Verfügung stehenden 5 Minuten zwei Dinge sagen. Erstens, daß wir doch alle sicher tief erschüttert sind über das viele falsche Sehen der Wirklichkeit, die uns entgegentritt, und zweitens über die große Verantwortung für uns als Kirche, die daraus resultiert. Ich glaube, daß die so tiefgründigen Ausführungen von Frau von Tiling bis zu einer gewissen Grenze führen. Aber nun beginnt die große Gefahr, ob wir das einfache, schlichte Konkrete sehen und lernen. Ein Beispiel dafür. Im ersten Vortrag hörten wir von der Aufstiegsmöglichkeit des Arbeiters. Ich glaube, das ist so grundfalsch gesehen, wie man nur falsch sehen kann. Das galt vor 30 Jahren, bevor wir das Aktienwesen hatten. Es ist ausgeschlossen, daß von einer Aufstiegsmöglichkeit des Arbeiters in höhere Posten irgendwie in nennenswerter Weise die Rede sein kann. Natürlich kann man in zwei Minuten nicht auf diese Dinge eingehend eingehen. Wir müssen um die Wahrheit ringen in dem Sinne, daß wir alle Glieder an einem Leibe sind. Das soll die Voraussetzung für meine Ausführungen sein.

Das zweite Falschsehen erwähnte ein anderer Redner. Er sagte deutlich, unser christliches Ideal ist, daß wir dienen und nicht verdienen. Geheimrat Sombart hat es gestern mit aller Schärfe ausgedrückt, das Wesen des Kapitalismus ist verdienen. Nun begreife ich nicht, warum er nicht Sozialist ist, ich sage nicht Marxist, der einen erneuten Aufbau des gesamten Wirtschaftslebens haben will.

Nun komme ich zum zweiten Teil, der ungeheuren Verantwortung der Kirche, die daraus entsteht. Erschütternd ist es immer wieder,

einer Haltung gegenüberzustehen, die sagt, dies und jenes können wir nicht gewähren. Das ist gestern nachmittag bei der Jugendfrage so gewesen, da hieß es, das können wir, die Machthaber, die Wirtschaft, jetzt noch nicht gewähren. Ein kirchlich-sozialer Kongreß hat hier die große Aufgabe, nun wirklich ins Leben hineinzugreifen, die Leute zusammenzurufen zur Verhandlung am lebendigen Tisch, damit ein Volksgenosse zum andern Volksgenossen reden kann.

Ich weiß nicht, ob Sie das letzte Heft unserer französischen Brüder gelesen haben. Dort ist eine geradezu musterhafte Aufstellung dessen, was die Arbeiter fühlen und empfinden. Es ist vorhin das Buch von de Man erwähnt worden. Es wäre ein Ruhmestitel, wenn der kirchlich-soziale Kongreß ein solches Heft herausgäbe, wie der Arbeiter wirklich denkt in allen seinen Regungen. Das müßte ein zusammenfassendes Heft sein, wo alle zusammenarbeiten. Ich glaube, dann brauchten wir uns keine Illusionen mehr vorzumachen. (Bravo!)

Gewerkschaftssekretär Glimm-Berlin:

Die Vertreter der Unternehmer haben in der Aussprache immer wieder darauf hingewiesen, man solle sich in wirtschaftlichen Dingen keinen Illusionen hingeben. Daran möchte ich erinnern bei der Frage der Arbeitsfreude, sowie bezüglich anderer Ausführungen, die Herr Dr. Schlenker gemacht hat. Er hat uns das Hohe Lied von der Erlösung des arbeitenden Menschen durch die Maschine vorgetragen und hat Zeugnisse aus dem Buche Hendrik de Man's angeführt, wonach auch in der Arbeiterschaft dieses Gefühl gegenüber der Maschine bestände. Es wäre reizvoll, eine Reihe von anderen Zeugnissen aus dem gleichen Buche zu verlesen. Etwa das eines Bergarbeiters, der mit dem Drucklufthammer arbeitet und nun sagt, daß er die früher geliebte Arbeit heute mit Unlust verrichtet, oder das eines Nieters, der erzählt, daß er mit Ekel und Abscheu an seine Arbeit denke. Oder ich könnte Ihnen erzählen von unseren jungen christlichen Gewerkschaftlern hier in Düsseldorf, die mit Grauen an die Arbeit in den rationalen Betrieben denken. Also man soll sich vor Illusionen hüten.

Auf der anderen Seite kann doch festgestellt werden, daß ein großes Maß von Arbeitsfreude in der Arbeiterschaft vorhanden ist. Jener Mann, der in Hendrik de Man's Buch so begeistert von der Maschine spricht, ist ein Buchdrucker. Woher kommt seine Einstellung? Ich gehörte dem gleichen Berufe an und habe selbst 8 Jahre an der Setzmaschine gearbeitet. Ich habe ähnliche Gefühle empfunden und streichle heute noch meine Maschine, wenn ich gelegentlich in den

früheren Betrieb komme. Aber Sie müssen bedenken, daß wir Buchdrucker trotz aller Rationalisierung in den modernen Zeitungsbetrieben nicht am laufenden Band arbeiten. Wir waren noch Herren der Maschine. Unser Beruf hatte noch einen Sinn; denn er gab uns die Möglichkeit, unserer Familie ein menschenwürdiges Dasein zu bereiten, und das muß der Endzweck eines Berufes sein. Dann kommt noch etwas hinzu: Wir hatten die Möglichkeit, die Vorgänge im Betriebe verstehen zu lernen, weil wir ein gut funktionierendes Betriebsrätesystem hatten und weil unsere Arbeitgeber im allgemeinen mit diesen Betriebsräten verständnisvoll zusammenarbeiteten. Deshalb haben wir auch unangenehme Arbeiten, nachdem uns deren Notwendigkeit nachgewiesen war, mit Freuden getan.

Wie steht es demgegenüber in der Schwerindustrie, die Herr Dr. Schlenker doch in erster Linie im Auge haben muß? Er sagt bezüglich der Lohnfrage: Hohe Leistung, hoher Lohn. Auch da ist es reizvoll, in de Man's Buch hineinzuschauen und den Bergarbeiter sprechen zu lassen. Er erzählt: jede höhere Leistung führt zu einer Herabsetzung des Gedingelohnes. In der Metallindustrie sieht es genau so aus. Erhöhte Arbeitsleistung wird mit Herabsetzung der Akkorde beantwortet. Weshalb sagte Erkelenz in Hamburg, die Sozialbeiträge sind für den Arbeiter vielfach zu hoch? Weil der Lohn, den die meisten Arbeiter heute bekommen, eben zu niedrig, sodaß die Sozialbeiträge außerordentlich ins Gewicht fallen. Darf ich wieder aus meiner Vergangenheit plaudern? Wir Buchdrucker konnten wöchentlich noch 2—3 Mark für unsere Berufsorganisation hingeben. Wir taten das mit einer Selbstverständlichkeit, denn wir verdienten entsprechend (Professor Sombart: Auf Kosten der Autoren! Heiterkeit.). Ich kann auf diesen Zwischenruf im Augenblick nicht eingehen, es könnte leicht ein Verrat von Geschäftsgeheimnissen werden (erneute Heiterkeit).

Wollen Sie in der rationalisierten Wirtschaft wieder eine lebendige Verbindung von Leben und Arbeit herbeiführen, dann sorgen Sie dafür, daß der Arbeiter in seinem Berufe die Möglichkeit findet, seine Familie zu ernähren. Sorgen Sie, daß er Verständnis bekommt für die Dinge, die in seinem Betriebe vorgehen. Sorgen Sie dafür, daß der Betriebsrat eine wirklich lebendige Einrichtung wird. Machen Sie den Betriebsvertretungen keine Schwierigkeiten, sondern kommen Sie zu einer wirklichen Betriebsgemeinschaft.

Wenn Sie Verständnis in der Arbeiterschaft für die Notwendigkeiten der Wirtschaft finden wollen, dann seien Sie aber auch vorsichtig in Ihren Aeußerungen. Das möchte ich sagen im Hinblick auf die gestrigen Ausführungen von Herrn Dr. Poensgen, der da sagte,

auf jeden Arbeiter im Betriebe kämen pro Tag 50 Mark an Steuern und sozialen Lasten. Sie wissen selbst, wenn diese Summe stimmt, daß dann der Anteil der eigentlichen sozialen Verpflichtungen so gering ist, daß man sie in solchem Zusammenhange überhaupt nicht erwähnen dürfte.

Lassen Sie Ihren heutigen Worten die Tat folgen. Auf zu wahrer Arbeitsgemeinschaft (Beifall).

Herr Maschinist Borgards:

Meine Damen und Herren! Wir haben vorhin aus dem Munde von Herrn Dr. Schlenker gehört, daß aus den Kreisen der Arbeiterschaft immer betont würde, die sozialen Lasten seien für sie nicht tragbar, und nun hören Sie aus dem Munde eines Arbeiters, wie die Dinge in Wirklichkeit liegen und wer diejenigen sind, die immer sagen, daß die sozialen Lasten für die Arbeiterschichten nicht tragbar sind. Die Dinge liegen so, daß alle Leute, solange sie verpflichtet sind, Beiträge zur Sozialversicherung zu zahlen, glauben, daß die Beiträge zu hoch sind, aber in dem Augenblick, wo sie selbst in die Sozialversicherung kommen, glauben, daß diejenigen, die ihre Beiträge zur Sozialversicherung abführen, nicht genügend abführen. So ist die Praxis. Wir sind als Bergarbeiter gern bereit, unsere Beiträge zur Sozialversicherung zu zahlen und unser Wunsch geht dahin, daß auch alle Kollegen in der Eisenindustrie in die Sozialversicherung eingereiht werden, damit sich der Segen der Sozialversicherung auf die gesamte Arbeiterschaft auswirken möge.

Nun haben wir gestern etwas gehört aus dem Munde von Herrn Direktor Dr. Poensgen über die Lohnhöhe. Die Redezeit, die die beiden Herren für sich beansprucht haben, erlaubte es uns nicht, auf die Dinge einzugehen. (Starker Beifall.) Man hat uns nicht erzählt, ein wie großer Teil der Arbeiterschaft bei weitem nicht daran denkt, die Hälfte des genannten Betrages als Lohn für ihre Arbeit mit nach Hause zu nehmen. Wenn es der Fall wäre, hätten wir die Not und das Elend bei weitem nicht zu verzeichnen. Die Dinge liegen so, daß der Lohn des Bergarbeiters durchschnittlich im Monat 150 M. beträgt, ein großer Teil der im Bergbau Beschäftigten verdient keine 150 M. monatlichen Bruttolohn.

Warum versucht man immer von der Arbeitgeberseite, auf der Gewerkschaft herumzuhämmern? Doch nur aus dem Grunde, weil man keine denkenden Arbeiter haben will. Die Dinge liegen gegenwärtig in der deutschen Industrie so, daß ein großer Teil der Arbeiterschaft nicht denken kann, daß sie stumpfsinnig ihre Arbeit verrichten.

Und diese Stumpfsinnigkeit gefällt einem und man möchte nicht, daß diese Leute durch die gewerkschaftlichen Einrichtungen zum Denken gebracht werden. Ich kann nur bitten, die Bestrebungen der gewerkschaftlichen Organisationen nicht zu unterbinden, sondern gestatten Sie dem Arbeiter, daß er sich einsetzt für das Wohl und Wehe seiner Mitmenschen, daß er nicht nur an sich selbst denkt, sondern auch in dem Mitmenschen seinen Bruder und seine Schwester sieht, damit er an seinem Lebensende sagen kann: mein Leben war nicht umsonst gewesen, sondern hat einen Inhalt gehabt.

Vorsitzender: Die Rednerliste ist erschöpft. Es ist ein Telegramm eingelaufen von Herrn Pfarrer D. Schneemelcher, dem langjährigen Generalsekretär des befreundeten Evang.-soz. Kongresses. Wir sind dankbar für diesen Ausdruck der Teilnahme an unserer Arbeit.

Prof. Dr. jur. Dr. phil. E. Rosenstock-Breslau:

In diesem Saal ist ein Echo. Je nachdem, ob der Redner seine Stimme richtig oder falsch abzutönen weiß, macht sich das Echo störend bemerkbar oder bleibt es stumm; je besser die Rede, desto weniger stört das Echo. Mir ist die Aufgabe zugefallen, gerade das Echo der guten Rede nachträglich zu bilden. Bei der guten Rede fordert nicht das, was der Redner sagt, den Widerspruch heraus, sondern er selbst, der das Wort hervorbringt, leuchtet hinter der Rede hervor. Die Macht oder die Dämonen, die ihn zum Reden treiben, werden hinter dem Wort sichtbar. Worte reizen zum Widerspruch, Menschen aber und Mächte erzwingen unser Mitleben. Die Mächte des Arbeitgebertums, der Arbeiterschaft, der in der kirchlich-sozialen Arbeit gebundenen Helfer sind hier vor uns hingetreten und fragen das Echo, wie sie miteinander sollen leben können, denn klagend, anklagend, fordernd und ablehnend haben sie sich hier alle vor uns dargestellt. Das Leiden und die Leidenschaften hinter allen Worten und Behauptungen und Vorschlägen sind für uns schließlich wichtiger, weil sie anzeigen, daß diese Menschen und die Mächte, die sie reden heißen, miteinander keine Gemeinschaft haben. Kirche aber ist Gemeinschaft.

Bevor ich nun an meine Aufgabe herantrete, muß ich vorausschicken, daß ich hier in einer schwächeren Lage bin, als die übrigen Redner. Sie alle waren in der glücklichen Lage, ihre Behauptungen im Namen einer Gruppe, einer Organisation, einer Klasse zu formulieren und zu empfinden, sie konnten immer sagen: Wir. Das kann ich nicht, deshalb hatte ich auch mehr Angst vor meinem Referat.

Außerdem konnte ich mir ja nichts vorher aufschreiben, weil ich die anderen noch nicht gehört hatte. Da will ich Ihnen verraten, was ich in meiner Angst getan habe. Ich nahm mir ein gelehrtes Buch von Lauchert vor: Die italienischen Gegner Luthers. (Heiterkeit.) Aus diesem Buch schöpfte ich eine wichtige Erkenntnis: Auch damals waren Kirche und Welt in einem großen Konflikt. Auch damals hörte die Welt nicht mehr auf die Kirche. Die weltlichen Mächte der Fürsten und Städte entfalteten ebensoviel Macht, Glanz, Reichtum und Schönheit wie die Kirche, und die Kirche führte ebensoviel Krieg wie die weltlichen Fürsten. Infolgedessen hatte man die Kirche nicht mehr als etwas besonderes notwendig. Heute ist die Lage ähnlich. In der Welt und in der Kirche herrscht der Betrieb, die Rationalisierung und die Organisation. Sie haben den erschütternden Notschrei der Frau Oberin v. Tiling gehört. Die Kirche bemüht sich, den Betrieb und das Organisieren von der Wirtschaft zu lernen. Infolgedessen klopft ihr die Wirtschaft väterlich auf die Schulter und sagt: Liebe Kirche, du machst das ganz nett, aber du mußt noch sehr viel von uns lernen. Das Referat des Herrn Arbeitgebervertreters sprach das höflich, aber entschieden aus.

So ähnlich ist es auch im 16. Jahrhundert gegangen. Julius II. hat seine Kriege um den Kirchenstaat geführt, dann brach die Reformation ein, weil die Kirche Welt geworden war. Nun versuchten die Gelehrten, genau wie heute, zu beweisen, daß die Kirche im Recht, im göttlichen Recht sei. Alle diese glänzenden Beweise der Gegner Luthers in Laucherts Buch zu lesen, ist sehr erschütternd, weil es eben in solcher Lage niemals auf Beweise ankommt. Wir wissen, daß die Beweise nichts genützt haben.

Gerettet worden ist die Kirche damals vor der Welt durch ganz etwas anderes, nicht indem sie dem weltlichen Menschen Forderungen auferlegte, sondern indem die Kirche sich selbst änderte. Die Kirche hat sich im 16. Jahrhundert gewandelt, übrigens gewandelt bei Katholiken wie bei Protestanten. Das Neue damals, was die Kirche wieder lebendig gemacht hat, wurde das Schulwesen. Luther und Melanchton und die Jesuiten haben beide die Schule zu sich genommen. Wenn heute das Dinta in den Facharbeiterlehrlingen kleine Kadetten und Abiturienten erziehen möchte, so folgt es damit dem großen Lauf der Schulleistungen der letzten 400 Jahre als eine letzte Etappe. Die meisten Menschen stehen heute mit ihrem Bewußtsein noch in dieser Lage des 16. Jahrhunderts, wo die Schule als der Kirchenteil gilt, auf den es im Grunde einzig ankommt, weil die Erwachsenen ja doch in Staat und Wissenschaft und Politik und Kunst und Kultur hineingebunden sind.

Aber dies Bewußtsein widerspricht heute der Lebenslage dieser selben Menschen. Und überall, wo man von sozialen Nöten sprechen muß, da geht es nicht mehr um diese schulische Form der Kirche, da geht es also nicht um die Not der Kinder, sondern um die Erwachsenen. Niemand kann heute Kinder religiös erziehen, wenn das Arbeitsleben ihrer Eltern weder christlich noch religiös den Kindern vorgelebt werden kann. Nur wenn wir in Arbeit und Ehe, also im sozialen Leben, Christen sein können, wird auch unser Nachwuchs christlich sein.

Heute ist die Frage wieder gestellt: Kirche und Welt. Aber diesmal kann sich die Kirche nicht dadurch retten, daß sie für die Kinder und Unmündigen durch Schulen sorgt. Denn diesmal heißt es: Kirche und Arbeitswelt. Es heißt: Kirche einerseits, Männer und Frauen andererseits; hier die Kirche, dort das Volk der Arbeit. Sicher wird die Kirche diese heidnische Arbeitswelt, die heute ihren eigenen Gesetzen folgt, nicht durch die schönsten Beweise und Apologetik beseelen oder verchristlichen. Sondern sie wird das nur, wenn sie sich ändert. Ich halte es für meine Pflicht, davor zu warnen, daß man wieder Forderungen für die Erwachsenen stellt, daß aber die Kirche ihre eigenen Formen bloß bewahrt.

Denn alles, was wir hier gehört haben, waren männliche Kampfesstimmen, auch die Stimmen aus Frauenmund. Diesen geistigen Krieg zwischen den Geistern der Erwachsenen schürt die Kirche nur, wenn sie nun auch ihrerseits sittliche Forderungen hineinwirft und Programme drucken läßt, die die anderen ausführen sollen, während sie sich selber einschließt in ihre Schale. Die Kirche ist keine Kleinkinder-Bewahranstalt. So wird wohl die Kirche ihrerseits sich wandeln müssen, weil sie wieder so sehr Welt geworden ist.

Man kann das auch so ausdrücken: Die Kirche kann nicht Maßnahmen verlangen, sondern sie kann nur wieder das tun, was sie immer getan hat, sie kann Maßstäbe aufrichten. Maßstäbe und Maßnahmen stehen in schroffem Gegensatz zueinander. Heute werden diese Worte oft durcheinander gebraucht. Aber am Maßstabe wird gemessen. Freilich der Maßstab, den die Kirche aufrichtet, ist kein Leitsatz, kein Programm, kein Wortgeklingel. Der Maßstab ist das Leben ihrer Gemeinschaft; es ist das Leben, das die Kirche vorlebt. Das ist der Maßstab, von der Abendmahlsgemeinschaft angefangen, der Stil, die Lebensform, in der sich die Kirche den Maßnahmen der Welt, der Wirtschaft, der sozialen Mächte entgegensetzt und an dem gemessen wird.

Gruppieren wir die Redner von heute, so empfinden Sie deutlich: die einen sprechen mehr von Maßnahmen, die anderen von Maß-

stäben. Beiden aber fehlt der kirchliche Maßstab. Die Arbeitgeber sprechen von den notwendigen Maßnahmen, und zwar von den Maßnahmen dieser Jahre 1927/28, die sich aus lauter von den Arbeitgebern früher bekämpfter Maßnahmen, wie da sind: Betriebsräte, Sozialversicherung, Arbeitszeitschutz, herleiten. Sie sagen plötzlich, das, was sie noch vor Jahresfrist bekämpft haben, hätten sie auch immer gewollt; nur die nächsten Maßnahmen, die bevorstehenden, die lehnen sie ab. So verfährt der Oportunist, indem er die vielleicht noch vor Jahresfrist bekämpften Maßnahmen in den nächsten Jahren als Tatsache nüchtern in Rechnung stellt. Darauf kann ich hier nicht eingehen. Denn für Maßnahmen der Oportunität ist ein geistiger Kreis niemals die gegebene Stelle. Das muß an der Front, in dem langen 24stündigen Zigarrenkampf bei der Lohnverhandlung ausgekämpft werden. (Heiterkeit.)

Aber auch die Redner von Arbeiterseite, die hier Maßstäbe für Leben und Arbeit angelegt haben, haben keine christlichen Maßstäbe angelegt. Ihr Maß war das des freien, eigenen, verantwortlichen Lebens. Das hat auch Frau v. Tiling kritisch gesagt. Diese Ideale sind Ideale Freiligraths, Ideale des 19. oder 18. Jahrhunderts, das sind nicht Maßstäbe der christlichen Gemeinschaft. Der Wurm sitzt also im Holze. Die Kirche muß auch vielfach in ihrer sozialen Arbeit Maßnahmen treffen, die genau der Organisation der modernen Wirtschaft zugeordnet sind. Ich sage nichts dagegen, aber das führt sie dazu, die Maßstäbe dieser Welt mehr und mehr in sich einzulassen, z. B. den Maßstab der Produktivität in dem äußeren Sinne der Quantität. Ein kirchlicher Maßstab ist zwar ein Maßstab, aber sicher kein quantitativer, also ist der schlimme Zustand heute der, daß die Maßnahmen des Wirtschaftslebens und der Arbeit auch von Christen gemessen werden an Maßstäben, die überwiegend quantitativ sind, die weltlich-geistigen, idealistischen Ursprungs sein mögen, aber nicht des Christentums.

Nun werden Sie sagen, unser Thema verlangt das auch nicht; hier sei von Leben und Arbeit die Rede. Wir befänden uns also mit beiden Beinen im Diesseits und brauchten keinen kirchlichen Maßstab. Leben und Arbeit scheinen allerdings beide Mächte dieses Erdentages; die Kirche in ihrem Himmelserker scheint von beiden gleich weit getrennt zu sein. Aber hier liegt das entscheidende Neue.

Ich glaube, der Kirchlich-soziale Kongreß hat dieses Thema nur deshalb auf die Tagesordnung setzen müssen, weil wir heute ein seltsames Leben führen, ein Leben, das so verängstigt, so eingeschüchtert, so eingedrückt und erschöpft von der Arbeit ist, daß es nicht

mehr mit der Arbeit auf die eine Seite gehört und die Kirche auf die andere. Nein, dies Leben wird so unnatürlich, so unnaiv durch die Arbeit, daß es sich gegen das christliche Leben als ein Leben des Kreuzes nicht mehr zu verwahren braucht.

Das ist die Kernfrage: Geht es bei dem Thema Leben und Arbeit noch um zwei bloß natürliche Dinge, oder kann es bei zwei so weltlichen Worten trotzdem die christliche Dogmatik in sich tragen? Hat das natürliche Leben nicht seine eigenen Maße aus seinem quellenden Innern heraus? Da darf ich nun einfach auf der Sombart'schen Rede von gestern weiter bauen. Herr Sombart hat uns die Vergeistung der Arbeit geschildert. Das Leben befindet sich heute zum ersten Mal in der einzigartigen Lage, um seine eigene Wiedergeburt, um seine Reproduktion zu bangen. Sonst ist das natürliche Leben gegen diese Frage blind. Man nennt ja Natur, was in den Tag hinein lebt, ohne Sorgen, woher es wieder kommt. Zum erstenmal ist der Mensch, ächzend im Betriebe, auch wenn er bloß natürlich lebt, schon unsicher; mit anderen Worten: schon ohne Kreuzpredigt und ohne Kirche ist die Seele ihm durch die Arbeitsvergeistung beschädigt und er selbst ist erschüttert. Wer nach noch so gut verbrachter Jugend, nach noch so gut aufgebauter Werkschule, nach noch so gut verbrachten Lehrlingsjahren 5 oder 10 Jahre den Betrieb mitgemacht, der muß erfahren, so wie es gestern Herr Direktor Poensgen, ohne es zu wollen, sagte, und es in Kauf nehmen, plötzlich abzuwandern in eine andere Stadt, in einen anderen Betrieb. Hrer Direktor Poensgen hat betont, es sei durch die Rationalisierung heute jede Arbeit etwas Vorübergehendes. Dieser eine Umstand genügt aber, auch wenn man von allem anderen absieht, die Arbeit zu entseelen. Jeder Akademiker muß gewärtig sein, umzusatteln, sowie sich jeder Offizier nach dem Kriege eine neue Laufbahn hat erkämpfen müssen. Ein jeder dieser Männer hat die verhängnisvolle Abhängigkeit seiner Arbeit von einem ungreifbaren, ihn organisatorisch umspannenden Geistesganzen erfahren, und jeder Mensch, der einmal hat brechen müssen mit einer liebgewordenen Tätigkeit, nur weil sie sich nicht mehr rentierte, der sich dann einen neuen Arbeitsplatz suchen mußte, jeder dieser Menschen hat seine Seele aus seiner Arbeit zurückgenommen und hat gesagt: Ich kann mich an keine dieser Tätigkeit verlieren, ich will ja leben bleiben, ich will Mensch bleiben, ich ruiniere mich, wenn ich mich 5 Jahre ausschließlich meiner Arbeit hingebe, denn dann müßte ich alle meine Freundschaften einrosten lassen und alle meine Verbindungen.

Nach seiner persönlichen Stellung als Syndikus und Verbandsmitglied wird mir Herr Dr. Schlenker wohl zustimmen, daß sich

der Berufskämpfer heute sein Karma am Privatleben erhalten muß, denn er muß sich sagen, daß er vielleicht schon nach einem halben Jahr den Staub von den Füßen schütteln, und mit Hilfe dieses Kapitals, mit Hilfe von Verbindungen in Gewerkschaften und Gemeinschaften sich einen neuen Weg suchen muß, wenn nicht in Düsseldorf, so in Schlesien, wenn nicht im Norden, dann im Süden, auswandernd, abwandernd oder rückwandernd, immer aber auf dem Sprunge, seiner Tagesarbeit noch eine große, neue Wendung geben zu müssen. Darin liegen vor allem die Wirkungen des Vergeistungsprozesses der Arbeit. Die Arbeit ist nicht mehr das letzte, worin wir uns selbst wiederfinden und verkörpern, sie ist nicht mehr das gesicherte, in das wir uns im Laufe eines langen Lebens einprägen oder herausmeißeln dürfen. Insofern hat die Arbeit ihre Kraft für unsere Seele verloren. Die Arbeit ist so vergeistet, d. h. so fungibel und verschult, daß die Seele des Einzelnen sich ihr nicht mehr völlig vertrauensvoll hingeben darf noch kann. Es gibt den Arbeitsmarkt, es gibt Konjunkturen, es gibt Rationalisierungen; daran erkrankt die Seele, sie erschrickt, sie wird zunächst aus dem Berufsleben vertrieben, sie ist heimatlos. — Und da kommt es nicht darauf an, ob es noch recht viel Arbeit im Betriebe gibt, die dem Menschen an sich Freude machen könnte. Dies Schicksal des Mannes von 20—60 Jahren gilt auch, wenn wir unsere Kinder noch so glänzend in Heimen und Werkschulen unterbringen. Nicht das Vorleben und die Kindheit stehen heute zur Debatte. Das Leben kann sich nicht mehr an die Arbeit verlieren, weil die Arbeit vergeistet ist, rational. Die Menschen fühlen, daß sie nur in eine vorübergehende Funktion eingesetzt werden. Fallen sie, erkranken sie, so treten andere ein. Der einzelne Mann ist eine Nummer. Das gilt vielleicht noch mehr für die Arbeitgeber, als für die Arbeitnehmer. Deshalb will ich Sombart's Wort, das hier angegriffen wurde, dahin abwandeln:

Vielleicht gibt nicht der Arbeitnehmer seine Seele in der Garderobe ab, sicher aber der Arbeitgeber. Der Arbeitgeber ist so sehr dem Geiste seines Werkes untertan, daß er, je besser er funktionieren will, desto mehr sein Privatleben vergessen muß im Betriebe: er wohnt ja wo anders. Vielleicht „lacht" er mit, um sich auch äußerlich in dieses Geistesgebildewerk restlos einzufügen. Er tritt so sehr hinter sein Werk zurück, daß seine Frau nichts mehr davon weiß und nichts mehr darin zu sagen hat. In dieser Kapitulation der Ehefrau des Unternehmers sehe ich den einschneidenden Schritt vom Patriarchialismus zur vergeisteten oder rein sachlichen Organisation. Es liegt auch im Willen des Unternehmers selbst, daß er der eigenen Frau in den Fragen der Betriebsorganisation keinerlei Rechte mehr

zugestehen kann. Wo es noch geschieht, geht die Sache meistens schief aus. (Heiterkeit.)

Also ist das Leben heute zum ersten Mal in seiner durch die Frau verkörperten Einfalt, in seiner seelischen Naivität gebrochen. Das ist der Grund, weshalb Leben und Kirche plötzlich zusammen gehören und auf die eine Seite treten, und die Arbeit auf die andere. Die Arbeit ist heute Weltarbeit geworden, sie ist die Welt in einem ungeheuren, luziferischen Sinn. — Luzifer bringt das Licht, die Klarheit und die Ordnung. Aber wenn Luzifer das bringt, so bringt er auch die Kälte; es ist in keiner Stunde des Tages so kalt wie bei Sonnenaufgang. Der klare Welttag der Arbeit, in den wir heute eintreten, kündet uns zwar eine vergeistende Arbeitsordnung an, die mit den Schrecken der Nacht aufgeräumt hat, aber es ist ein Tag, der heute noch ohne Wärme ist. Langsam muß dem Leuchten des Tages die Erwärmung des Erdreiches folgen, wenn irgend etwas an dem Tage reifen soll.

Wo nun findet sich der wirtschaftende Mensch auf seine Ewigkeit, auf seine warmen Quellen zurückgeworfen, wo lebt die Seele trotz der Kälte der Zwecke sich wieder zu ungebrochener Seelenkraft zusammen? So einfach ist es nicht, zu behaupten: „In der Kirche"; denn die Kirche findet die Seelen, die eine Gemeinschaft bilden müssen, nicht mehr beieinander. So wie die heutige Arbeit die Menschen vergeistet, so werden sie auch in Kolonien und Siedlungen, in Wanderwohnungen hineingezwungen, in denen wir immer klassen- und ständemäßiger auseinandersiedeln. Arbeitgeber und Arbeitnehmer wohnen nicht am selben Ort. Ja, wir werden in eine Lebewelt hineingezwungen, in der die Wohnung selbst etwas Vorübergehendes wird. Der alte Bibelsatz: „Wir haben auf Erden keine bleibende Statt" gilt ja heute nicht nur für die Arbeitsgelegenheit, sondern auch für die Wohngelegenheit, weil diese der Arbeitsgelegenheit weitgehend nachdrückt. Ich war voriges Jahr in Rendsburg, als der Stahltrust sein erst zwei Jahre vorher errichtetes Werk schloß und damit 600 neuhingerufene Arbeiterfamilien nun plötzlich diesem agrarischen Kreise zur Last fielen. Ich glaube, wir werden uns damit abfinden müssen, daß dergleichen Verlegungen nicht nur von Provinz zu Provinz geschehen werden. Als Belegschaften werden wir Menschen von Erdteil zu Erdteil geworfen werden, mindestens von Land zu Land.

Also gemeinschaftlich in die Kirche gehen, hat nicht mehr den kräftigenden Sinn von ehedem, weil die Menschen, die miteinander arbeiten, nicht gemeinschaftlich in die Kirche gehen können. So haben wir heute den Zustand, daß die Kräfte, die das Leben seelisch ordnen, Schule, Kirche und die Familie selbst, sich unendliche Mühe geben,

gut zu funktionieren, daß sie aber unwirksam und kraftlos sind; die Arbeitsordnung umgekehrt ist wirksam und mächtig und umklammert die Seele, aber sie wird stumm, und je besser man die Arbeit verrichtet, desto weniger lebt man mit den anderen seelisch zusammen.

Mir sagte ein Ingenieur, ein Mann von 30 Jahren, — er war völlig naiv in diesen Dingen und durch keine romantischen Bücher von mir verdorben; Herr Dr. Schlenker hat Sie ja vor meinen Büchern gewarnt, nur merkwürdig, daß er dann das Buch von Henrik de Man so lobt, das den Ausgangspunkt meines Buches breit ausmalt — also dieser Ingenieur sagte mir: „Es ist merkwürdig, als ich in den Betrieb eintrat, da habe ich mit meinen Leuten reden können, auch über Familienangelegenheiten. Jetzt nach 3 Jahren ist das wie eingerostet. Ich habe mich so sehr gewöhnt, mit den Leuten rein sachlich zu verkehren, daß es mich schon stört, und daß ich mir einen großen Ruck geben muß, wenn ich jemanden nach seinen Familienverhältnissen fragen soll. Das wirkt unpassend. Obwohl ich mit meinen Leuten ausgezeichnet stehe, merke ich doch, wie meine Kehle für alles, was nicht in den Betrieb hineingehört, eingerostet ist."

Das müssen wir sehr unterstreichen. Wir müssen das als einhelliges Echo feststellen, aus allem, was Arbeitgeber und Arbeitnehmer hier scheinbar gegeneinander gesprochen haben. Auch die Arbeitnehmer nämlich wollen nicht mit dem Arbeitgeber leben!, wenigstens haben sie es nicht gesagt. Sie wollen mit ihm verhandeln, wollen von ihm fordern, aber auf den Gedanken sind sie noch nicht gekommen, daß sie auch mit ihm leben wollen. Wenn man von Leben und Arbeit spricht, muß man von den Opfern sprechen, welche die Seele des Unternehmers über sich ergehen lassen muß. Die Gesichter unserer Arbeitgeber sind gezeichnet durch Vergeistung im Sinne des Verorganisiertwerdens; niemand will mit ihm zusammen leben, niemand glaubt es zu können.

So wird es heute dem in der Arbeitsmaschinerie stehenden Menschen, ob er nun in der Fabrik oder in der kirchlichen Arbeit oder in der Universität steht, die zwar ein sehr schlecht rationalisierter Betrieb ist, aber immerhin das Schlechte dieser Rationalisierung bereits restlos übernommen hat (Heiterkeit), sehr schwer, die Kräfte, die er verausgaben muß, wieder einzubringen. Die Seele des Arbeitgebers verdorrt heute, weil sie nicht genügend von ihrer Arbeit her gestaltet wird. Von den Seelen aller Leitenden wird heute ein Uebermaß an Einsatz und Hingabe verlangt, ein dauerndes Sachlichsein, ein dauerndes Unsterblichsein, also etwas, was uns armen Sterb-

lichen nicht gegeben ist. Gestern hieß es: „Aufnehmen, was Gott dir gibt, und weitergeben, was er dir gegeben hat."

Nun hören Sie doch einmal den Notschrei, der hier durchklang und der jetzt vor allem gestern aus der Rede von Herrn Direktor Poensgen klang: Ich muß immer mehr weitergeben, als mir gegeben ist, ich darf nie den armen Sterblichen markieren, ich darf nie versagen, ich muß immer gleichmäßig ruhig bleiben, muß immer lächeln. Das verruchte keep smiling mißbraucht das freie seelische Lächeln als Geistesrasse, berufsmäßig lächeln — das muß ins Sanatorium führen. Warum sind denn die Nervenärzte soviel beschäftigt? Weil die Oberschicht seelisch in einer unverantwortlichen Weise mehr lieben soll, als sie lieben kann, die Unterschicht unverantwortlich weniger zu lieben braucht, als sie zu lieben vermag. Gott verlangt von uns nicht mehr als ein menschliches Maß. Das Gebot lautet: Wie er dich liebt, so liebe du. Aber heute wird verlangt, daß der Mensch gleichmäßig lieben soll, also nicht wie Gott, bald heftig brausend, bald lind dahinwehend, bald zürnend, dann lobend, wie es früher der Unternehmer als Patriarch getan hat, sondern mit einer müden Gleichmäßigkeit, mit einer unpersönlichen Freundlichkeit. Die müde Freundlichkeit, die liebenswürdige Enttäuschtheit können Sie geradezu als das Kennzeichen des gebildeten Unternehmers bei jeder Geselligkeit wahrnehmen.

Wie ist also zu helfen? Doch wohl nur, wenn die Kirche wieder, so wie sie die Schule gebaut hat, in ihren Arbeitsgemeinschaften Lebensmaßstäbe errichtet, durch die auch die Arbeitsgemeinschaften in der Industrie Wirklichkeit werden können. Die Industrie selber ist an dieser Aufgabe gescheitert, weil man solch Werk nicht vom 9. bis 15. November 1918 in den paar Tagen schaffen kann. Die Hüterin des Seelenlebens, die Kirche, hatte und hat in ihren Formen der Wortverkündung nichts von der Arbeitsgemeinschaft vorbereitet, im Gegenteil, das Zusammensetzen und Zusammensprechen der Worte des Geistes hat sie nicht gelehrt. Sie kennt nur die stumme Zusammenarbeit der sogenannten Liebestätigkeit. Wie schrecklich aber, Predigt und Liebestätigkeit einander gegenüberzustellen! Auch das Wort muß Liebestätigkeit werden, denn die Kirche ist Geistesleben, Leben des Loges, des lebendigen Wortes, das die Liebe ist.

„Arbeitsgemeinschaft" rechnet mit dem Zustand der vergeisteten Menschheit von heute, daß diese durch den Betrieb und den Lärm verlernt hat, seelisch wirklich mit den anderen zu leben. Diese armen Seelen bleiben berufsmäßig freundlich; auch wenn ich durch's Auto vom Rade gerissen werde, so verabschieden wir uns mit einem Lächeln, ungeachtet meines Nervenchocks. Sie sehen, das freundliche Verhalten

der Leute in der Großstadt gehört zu ihrer geistigen Schutzorganisation, es dringt nicht bis in ihr innerstes Wesen. Die Menschen haben um sich eine Mauer gebaut, damit nichts herankommt. Gedacht wird also eine Arbeitsgemeinschaft des Innersten, in der die Menschen langsam ihre Schutzmauern geistig-organisatorischer Art abtragen dürfen und die Waffe ablegen können. Der moderne Mensch entwaffnet sich, wenn er klagen kann, daher muß allen diesen Menschen Gelegenheit gegeben werden, daß sie angehört werden. Angehört sollen sie werden nicht mit ihren privaten, seelischen Nöten, wie in der Beichte, sondern mit ihren Nöten aus ihrem Beruf. Die Berufsklage erfordert eine öffentliche Arbeitsgemeinschaft zusammen mit Angehörigen anderer Berufe. Aus dieser Lage erklärt sich, weshalb wir den Menschen, der in der Arbeit dauernd in geistiger Kampfhaltung steht, nicht dadurch stille machen können, daß wir ihn in die Sonntagskirche tun. So ein Mensch kann im ersten Augenblick unter der Kanzel noch gar nicht hören, sondern er fängt innerlich eine streitbare Auseinandersetzung mit dem Pfarrer an, ob der sich etwa mit Tillich oder mit Gogarten vollgesogen hat (Heiterkeit). Der Mensch in der Kirche kann nicht hören, weil er sein Arbeitsleid nicht hat ausklagen können. Die Lebensgemeinschaft, die von der Kirche Zusätze zu ihrer bisherigen Form wird schaffen müssen, wenigstens die Kirche, die nun wirklich das Leben herstellen will, ist eine Form, in der diese Seelen erst einmal ihre Arbeitsängste ausschreien können. Es klingt das rauh, aber hier paßt das Soldatenwort: rauh, aber herzlich. Weil man nur hier ans Herz greift, muß es zuerst geschehen. Es ist der erste Akt der Kirche, nicht daß sie spricht, sondern daß sie hört. Jesus hat immer gewartet, bis er gefragt wurde. Die Kirche soll weniger reden als der Mensch. Sie soll die Kraft aufbringen, hinter dem Worte zu hören, was eigentlich aus den Worten spricht. Wenn der Träger einer Arbeit missioniert werden soll, so muß ihm die Zeit und der Ort verschafft werden, öffentlich von der Arbeit, an der er trägt, zu sprechen. Nur damit tritt seine Seele in die Kirche ein. Daß die Seele spricht, ist notwendig, weil in der Arbeit jedes Wort persönlicher Art, das etwa der Unternehmer spricht, ihm abträglich ist, weil es mißverstanden wird. Für diese Aussprache genügt nicht das Ohr des Freundes oder der Frau. Denn die Klage soll der erste Schritt sein, daß die Welt dieser Klage einst stattgeben wird, wenn auch nicht sofort mit einer Maßnahme. Man klagt ja hier nicht seine persönliche Schuld, sondern man klagt über die Last seiner Arbeit. Und da muß also der Weg zu einer dereinstigen Aenderung des Arbeitsprozesses im Grundsatz offen gehalten sein. Nur dadurch ist ja z. B. die Sklaverei von der Kirche überwunden worden.

weil erst einmal Sklave und Herr miteinander in der Kirche zusammen zu leben anfingen.

Also scheint mir die Verkündigung in der Form echter Arbeitsgemeinschaft das zu sein, was die Kirche, als Trägerin des Lebens, der Arbeit zubringen muß. Leben und Kirche gehören heute zusammen, kraft der unerhörten Lage, daß das Leben seine Beseelung heute nur der Wirksamkeit einer geistigen Gemeinschaft verdanken kann. Zum ersten Mal sozusagen hat der Mensch von Haus aus keine durch die Arbeit gestaltete Seele. Ausgedörrt nach 10 oder 20 Arbeitsjahren hat sie verlernt, mit einem Menschen noch zusammen zu leben. Eine nüchterne Nutzanwendung daraus ist: niemals kann es die Aufgabe sein, Fabrik-Kirchen zu gründen, den Betrieb als seelische Gemeinschaft aufzubauen, denn die Fabrik wird aufgelöst, wenn sie sich nicht rentiert. Es wäre also lächerlich, zu fordern, daß der Unternehmer mit seinen 50 Arbeitern zusammen lebt, als wären gerade sie durch ein Schicksal zusammengeschweißt. Der einzelne Betrieb hat heute kein Pathos. Viele gute Leute, aber schlechte Musikanten, wollen das zwar nicht einsehen; und doch kommt es nur darauf an, daß von den Trägern aller Aemter unserer Arbeitsordnung immer wieder in Freizeiten zusammengelebt wird, damit der Werktag und das Werkjahr dieser einorganisierten Menschen von daher erneuert wird.

Wie die Abendmahlsgemeinschaft, ist die Arbeitsgemeinschaft geistiger Art. Sie ist keine Veranstaltung bloßer Bequemlichkeit. Es genügt nicht, daß man miteinander in einer solchen Freizeit lacht und scherzt und spielt, obwohl es auch dazu gehört. Die Arbeitsgemeinschaft hat auch eine geistige Last zu stemmen. Die Klage des anderen ausreden und ausstoßen zu lassen, ist eine schwere Last. Deshalb bedarf die Arbeitsgemeinschaft der strengen Form und der überlegenen Leitung. Ich warne davor, kirchliche Freizeiten mit erbaulichen Bibelstunden oder mit gemütlichen Jungfrauenkränzchen zu verwechseln.

Die Arbeitsgemeinschaft geistiger Art, die Lebensgemeinschaft geistiger Verflechtung zu schaffen, scheint mir der einzige Weg für die Kirche, wenn sie die Kirche bleiben und dennoch die Arbeit verklären will.

Mehr als den Maßstab hinhalten in lebendiger Weise hat die Kirche nie gekonnt. Sie hat das Pfarramt geschaffen in der Reformation und hat damit den modernen Fürsten und Gelehrten das Maß vorgehalten, wie der einzelne in seinem Beruf freudig leben kann. Die Kirche steht heute gegenüber der modernen Arbeitsordnung vor derselben Aufgabe. Die Kirche steht überhaupt immer vor derselben

Aufgabe. Es ist also gar nichts neues zu tun. Allerdings, was geschehen muß, muß anders aussehen, als das, was bisher geschehen ist, gerade damit es dasselbe bleibt.

Was ist die Aufgabe heute, wo nicht die Kinderschule in Frage kommt, sondern das Leben der Erwachsenen? Nicht die christliche Schule, sondern der Weg abgearbeiteter Männer und Frauen in die Wirklichkeit der Zusammenarbeit. Kein Bekenntnis kann man diesen Männern und Frauen abfordern, nur ihr Arbeitsleid und ihre Arbeitsleidenschaft berechtigen sie zur Gliedschaft in der neuen Gemeinde. Diese Menschen sollen dahin kommen, stille zu werden, dann werden sie auch den gemeinsamen Gottesdienst am Ende wieder ersehnen und ertragen, denn sie werden dann im Leben miteinander ihre Angst und ihre Kampferhaltung entspannt und gelöst haben.

Ich las neulich den Bericht über eine mitteldeutsche Industrie-Freizeit. Die Predigt des 1. Abends begann da mit dem schönen Wort: Der Herr ist in seinem Heiligtum, es sei stille vor ihm alle Welt.

Mir scheint, daß alles, was wir heute besprochen haben, sich in der einen Erkenntnis vereinigt, daß wir diesen Satz heute in unserer Welt der Arbeit nicht an den Anfang stellen können, sondern das Echo aus all den Verteidigungs- und Anklagereden muß feststellen, daß wir den Weg zu diesem Wort neu bahnen müssen. Ist es zu viel gehofft, wenn wir glauben, die Kirche werde die Kraft aufbringen, daß am Schlusse eines solchen gemeinschaftlichen Lebens von Menschen in Freizeit und Arbeitsgemeinschaft der Lärm übertönt wird, daß man am Schlusse sagen, vernehmen und begreifen kann: Der Herr ist in seinem Heiligtum, es sei stilgle vor ihm alle Welt.

(Lebhafter Beifall.)

Vorsitzender:

Wir sind am Schluß unserer Versammlung. Es liegt mir nun ob, allen Damen und Herren, die gesprochen haben, unseren Dank auszusprechen. Ich danke Herrn Professor Pfennigdorf für die Andacht, ich danke den Referenten und Diskussionsrednern für ihre Worte. Wenn wir aus diesem Saale hinausgehen, wird uns eine heilige Freude beseelen, daß diese Versammlung überhaupt möglich war, daß der ernste Wille auf beiden Seiten besteht, einander näher zu kommen, einander zu verstehen. Nicht nur der Wille zum Verständnis, sondern auch der Wille zur Tat besteht. Gott gebe, daß diese Tat nicht allzulange auf sich warten läßt. Ich schließe die Versammlung. —

Entschließungen des Kongresses:

„Der Kirchlich-soziale Bund, zu seinem 25. Kongreß in Düsseldorf vereinigt, begrüßt einstimmig, daß die Reichsregierung die entscheidende Bedeutung christlicher Erziehung für die Erneuerung unseres Volkslebens erkannt und demgemäß den Entwurf eines Reichsschulgesetzes beschlossen hat, der der christlichen Erziehung freie Bahn schaffen soll. Wir erwarten, daß der Reichstag sich ungesäumt dieser entscheidenden Aufgabe zuwenden und auf dem Boden des Elternrechts ein Gesetz verabschieden wird, das der christlichen Erneuerung des deutschen Volkslebens dient."

*

„Der Kirchlich-soziale Bund begrüßt im Anschluß an den Bericht von Herrn Pfarrer Hammerschmidt, Bielefeld, daß die mit der gesamten deutschen Jugend erhobene Forderung der evang. Jugendverbände auf einen gesetzlich festgelegten Urlaub der Jugend in wachsendem Maße Verständnis und Billigung findet und erwartet im Einklang mit dem Deutschen Evang. Kirchenausschuß, daß diese Forderung mit allem Nachdruck weitervertreten und im Rahmen des Möglichen kraftvoll der Verwirklichung zugeführt werde."

*

„Der Kirchlich-soziale Kongreß begrüßt jede christlich-soziale Annäherung zwischen Arbeiterschaft und Arbeitgeberschaft, insbesondere die Abhaltung von evangelisch-kirchlichen Freizeiten, sei es für Arbeitgeber und Arbeitnehmer gesondert, sei es für beide Seiten gemeinsam. Es wird dadurch die Atmosphäre geschaffen, aus der eine Arbeitsgemeinschaft zwischen Arbeitgebertum und Arbeiterschaft, auf christlich-nationalem Boden, neu erstehen kann."

Montanus-Druck, Berlin W 35.

F88/20